

Daniel Mühlenfeld

## Was heißt und zu welchem Ende studiert man NS-Propaganda?

Neuere Forschungen zur Geschichte von Medien, Kommunikation und Kultur während des ›Dritten Reiches‹

Einen Überblick über die Ergebnisse der neueren Forschung zur Geschichte der nationalsozialistischen Propaganda zu geben, fällt weniger leicht, als man angesichts einer scheinbar offenkundigen Selbstevidenz des Untersuchungsgegenstandes gemeinhin auf den ersten Blick annehmen möchte. Dies hat mehrere Gründe. Erstens dauert der schon andernorts konstatierte »große Boom der Mediengeschichte« insbesondere des 20. Jahrhunderts unverändert fort, und gerade die Geschichte des ›Dritten Reiches‹<sup>1</sup> bildet hier keine Ausnahme.<sup>2</sup> Insofern ist die Auswahl eines repräsentativen Literaturkorpus nicht zuletzt eine nach quantitativen Erwägungen zu treffende Entscheidung. Zweitens aber existiert hinsichtlich dessen, was unter dem Rubrum »nationalsozialistische Propaganda« zu subsumieren ist, keine verbindliche Definition. Folglich sind die Themenkomplexe der Forschungen, die sich als ein Beitrag zur Auseinandersetzung mit NS-Propaganda verstehen, relativ disparat. Neben zahlreichen Arbeiten, die sich zuletzt der Rekonstruktion und Analyse von so etwas wie öffentlicher Meinung unter den Bedingungen einer Diktatur zugewandt haben<sup>3</sup>, stehen eher konventionell angelegte Forschungen zu Kunst und Kultur im Dritten Reich, erscheinen Detailstudien zu einzelnen Mediengattungen, gilt Aufmerksamkeit nach wie vor den programmatischen Schriften führender Nationalsozialisten, werden jüngst auch die »Propagandisten« als eine biografischen Zugängen wertefunktionselemente des NS-Staates identifiziert und versuchen sich Überblicksdarstellungen an der Bündigung eben jener thematischen Überfülle.

Der Grund dafür, dass alle diese Arbeiten oftmals nur wenig miteinander zu tun haben, liegt in der besonderen Beschaffenheit des Politikfeldes, dem sie sich widmen. Im Gegensatz etwa zur Außen- oder Wirtschaftspolitik stellte Propaganda kein mehr oder minder in sich geschlossenes Arbeitsgebiet dar. Vielmehr war mit dem Begriff »Propaganda« eine Art integrale Querschnittsaufgabe der nationalsozialistischen Herrschaftsordnung bezeichnet. Dass ihr im NS-Staat daher Kabinettsrang zugebilligt wurde, erscheint insofern funktional nur folgerichtig. Jedoch offenbart ein Blick auf die machtpolitischen Rahmenbedingungen, dass dies keineswegs zwangsläufig so geschehen war.<sup>4</sup> Die thematische Disparität der historiografischen Forschung zur NS-Propaganda erklärt sich also aus der

1 Die Verwendung von zeitgenössischen Begriffen wie ›Drittes Reich‹ ist problematisch, weil sie die damit bezeichneten Sachverhalte nur unzureichend treffen bzw. mit Paradigmen verbunden sind, die dieser Beitrag nicht teilt. Aus Gründen der Lesbarkeit wird im Folgenden bei der Benutzung dieser Begriffe jedoch auf Anführungszeichen verzichtet.

2 Frank Bösch, Mediengeschichte im 20. Jahrhundert. Neue Forschungen und Perspektiven, in: NPL 52, 2007, S. 409–429, hier: S. 409.

3 Einen Überblick bietet Adelheid von Saldern, Öffentlichkeiten in Diktaturen. Zu den Herrschaftspraktiken in Deutschland des 20. Jahrhunderts, in: Günther Heydemann/Heinrich Oberreuter (Hrsg.), Diktaturen in Deutschland – Vergleichsaspekte. Strukturen, Institutionen und Verhaltensweisen, Bonn 2003, S. 442–475.

4 Daniel Mühlenfeld, Vom Kommissariat zum Ministerium. Zur Gründungsgeschichte des Reichsministeriums für Volksaufklärung und Propaganda, in: Rüdiger Hachtmann/Winfried Süß (Hrsg.), Hitlers Kommissare. Sondergewalten in der nationalsozialistischen Diktatur (Beiträge zur Geschichte des Nationalsozialismus, Bd. 22), Göttingen 2006, S. 72–92.

nicht minder großen inhaltlichen Disparität dessen, was im Nationalsozialismus als propagandarelevant erachtet wurde. Folgerichtig bedarf es einer klaren Definition dessen, was in inhaltlicher und funktionaler Hinsicht unter Propaganda zu verstehen ist. Mehr noch: Zur Vermeidung von inhaltlichen und terminologischen Unklarheiten scheint es sogar geboten, den Begriff der »Propaganda« als analytischen Begriff gänzlich aus dem Vokabular der Geschichtswissenschaft zu verbannen, denn genau hier liegt der Kern eines weiteren Problems: Viele wissenschaftliche Untersuchungen, die sich des Themas annehmen, verwenden »Propaganda« unreflektiert, indem sie ihn als Quellen- und Analysebegriff zugleich verwenden. Dies führt abstrakt gesprochen dazu, dass der Gegenstand der Untersuchung dekontextualisiert wird, weil man eine gegenwärtige Lesart des Begriffes sinnentstellend auf den Untersuchungsgegenstand projiziert.<sup>5</sup> Folgerichtig wird hier daher nur von Medien- oder Kommunikationspolitik die Rede sein, um der Falle einer implizit wertenden Aufladung der Begrifflichkeiten zu entgehen.

#### I. SEMANTIKEN DER »PROPAGANDA«

Insofern nun Klarheit geschaffen ist, dass das plakative Schlagwort von der »Propaganda« als analytischer Begriff mehr Probleme schafft denn löst, bedarf es auch einiger Bemerkungen zur »Propaganda« als Quellenbegriff. Denn deren semantische Differenzierung scheint durchaus nicht weniger komplex. Versteht man nämlich »Propaganda« als ein – heute durchweg negativ konnotiertes, zeitgenössisch jedoch weitaus wertfreier als Begriff für kommerzielle wie politische Werbung gebrauchtes<sup>6</sup> – begriffliches Substitut für Kommunikation, dann wird die Unschärfe als Quellenbegriff leichter nachvollziehbar. Denn Kommunikation als prozesshafte Handlung setzt sich, schematisch vereinfacht dargestellt, zusammen aus Kommunikator und Rezipient, aus Intention und Wirkung der Botschaft sowie aus der Art und Weise ihrer materiellen Beschaffenheit beziehungsweise ihrer medialen Darreichungsform und deren räumlicher Verbreitung.<sup>7</sup> Rückübertragen auf den Begriff der »Propaganda« heißt das, eine wissenschaftliche Untersuchung, die sich »der NS-Propaganda« widmet, greift jeweils einen der benannten Aspekte des Kommunikationsprozesses heraus und nimmt diesen zum Gegenstand: Welche Personen haben gehandelt? Welche Botschaften wurden kommuniziert? Auf welchem Wege wurden sie kommuniziert? Welche Verbreitung hat ein Medium überhaupt erfahren? Welche Erkenntnisse ergeben sich daraus für die Frage nach dem Verbreitungsgrad der transportierten Botschaft? Was besagt dies über die Art der Rezeption und den Wirkungsgrad der kommunizierten Botschaft? Es kann also wahlweise um eine Analyse der ideologischen Grundlagen von Propaganda, eine Untersuchung der Medien, die ihrer Verbreitung dienen, die Nachweisführung der Existenz von intentionaler Kommunikation in einem isoliert betrachteten Medium oder aber um die Rekonstruktion der Wirkmächtigkeit einer solchen Kommunikationshandlung gehen. Und: Im Sinne einer Art Metadiskussion von »Propaganda« ließe sich zudem noch die Betrachtung der formalen Organisation eines solchen Kommunikationsprozesses als Erforschung ihrer Grundlagen und Rahmenbedin-

5 Reinhard Koselleck, Die Geschichte der Begriffe und Begriffe der Geschichte, in: *ders.*, Begriffsgeschichten. Studien zur Semantik und Pragmatik der politischen und sozialen Sprache, Frankfurt am Main 2006, S. 56–76, insb. S. 62 f.

6 Corey Ross, Mass Politics and the Techniques of Leadership. The Promise and Perils of Propaganda in Weimar Germany, in: *German History* 24, 2006, S. 184–211.

7 Vgl. Hartmut Winkler, Basiswissen Medien, Frankfurt am Main 2008, S. 23–58, und Winfried Schulz, Kommunikationsprozess, in: *Elisabeth Noelle-Neumann/Winfried Schulz/Jürgen Wilke* (Hrsg.), Fischer Lexikon Publizistik: Massenkommunikation, Frankfurt am Main 2009, S. 169–199.

gungen im Nationalsozialismus verstehen. Auch die Frage nach der funktionalen Bedeutung gelenkter Kommunikation für die Selbst- und Fremdlegitimation insbesondere des modernen (Anstalts-)Staates wäre auf ihre Weise ein Beitrag zur »Propagandaforschung«<sup>8</sup>, denn die Bemühungen von Regierungen, Medien zu ihrem Vorteil zu nutzen beziehungsweise zu beeinflussen, »sollte allerdings auch in Demokratien als eine systembedingte Notwendigkeit vorausgesetzt werden.«<sup>9</sup> Eben diese Frage vergleichend zu beantworten, haben sich unabhängig voneinander sowohl das Deutsche Historische Museum Berlin sowie Wolfgang Schivelbusch bemüht.

Schivelbusch wählte als Fluchtpunkt seiner vergleichenden Betrachtung von »Faschismus, Nationalsozialismus und New Deal, 1933–1939« den allen drei Herrschaftssystemen immanenten Glauben an die dirigistische Gestaltbarkeit moderner Gesellschaften.<sup>10</sup> Aus diesem gemeinsamen Gesellschaftsbild habe sich in allen drei betrachteten Ländern auch eine spezifische Form staatlicher Öffentlichkeitsarbeit ableiten lassen, die in manchen Fällen erstaunlich ähnliche Blüten getrieben habe. So kontrastiert Schivelbusch etwa die Spendensammlungen des Winterhilfswerkes (WHW) in Deutschland mit der *Blue-Eagle*-Kampagne in den Vereinigten Staaten. In beiden kündete eine Anstecknadel von der demonstrativen Unterstützung des jeweiligen Regimes durch ihren Träger. Während der Erwerb der Plakette in Deutschland bekanntlich an eine Spendengabe zugunsten des WHW gebunden war und der Vorgang des Spendens und des damit verbundenen Abzeichenerwerbs sich regelmäßig wiederholte, verhielt es sich in den USA anders. Dort wandte sich der neue Präsident Franklin D. Roosevelt im Sommer 1933 an seine Landsleute und präsentierte als Symbol des wirtschaftlichen Wiederaufbaus den *Blue Eagle*:

»Die Plakette zeigte auf weißem Grund einen blauen Adler, ein Blitzbündel umkrallend, mit der roten Inschrift: *National Recovery Administration*, und: *We Do Our Part*. Wer sie am Revers oder an der Bluse trug, demonstrierte seine, d. h. des Konsumenten persönliche Unterstützung für die Politik des Präsidenten. Als Plakat an Ladentüren, in Schaufenstern und an Fabriktoren angebracht, unterrichtete das Symbol die Öffentlichkeit darüber, daß der Betrieb die NRA-Bestimmungen [*National Recovery Administration*] akzeptierte und sich an ihrer Durchführung beteiligte. Umgekehrt signalisierte das Fehlen des Blauen Adlers, daß die Person oder der Betrieb den Präsidenten nicht unterstützte, sich nicht als Teil der gegen die Depression kämpfenden Armee verstand, letztlich also – mit den Worten des Cheforganisators der Kampagne – als Gegner einzustufen war.«<sup>11</sup>

Die letzten beiden Sätze ließen sich mutatis mutandis auch auf die sozialpsychologisch wirksamen Mechanismen anwenden, die den nationalsozialistischen WHW-Sammlungen zugrunde lagen. Und auch im faschistischen Italien existierte eine vergleichbare Kampagne. Ende 1935 initiierte das dortige Regime zur Finanzierung des Abessinien-Krieges

8 So hat etwa *Wolfgang Reinhard*, *Geschichte der Staatsgewalt. Eine vergleichende Verfassungsgeschichte Europas von den Anfängen bis zur Gegenwart*, München 1999, S. 306, bei der Auflistung der konstitutiven Elemente von Staatlichkeit festgestellt. »Innere und äußere Propaganda gehörten ebenso dazu wie komplementäre Zensur und die gezielte Prägung von Kultur und Sprache in vereinheitlichender Absicht.« Die Bedeutung von Kommunikationsmitteln für die Herrschaftsdurchsetzung und -ausübung eines Staates betonen ferner *Christopher A. Bayly*, *Die Geburt der modernen Welt. Eine Globalgeschichte 1780–1914*, Frankfurt am Main/New York 2008, S. 329 und 346, sowie jüngst *Jürgen Osterhammel*, *Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts*, München 2009, S. 826 ff.

9 *Frank Bösch/Norbert Frei*, *Die Ambivalenz der Medialisierung. Eine Einführung*, in: *dies.* (Hrsg.), *Medialisierung und Demokratie im 20. Jahrhundert* (Beiträge zur Geschichte des 20. Jahrhunderts, Bd. 5), Wallstein Verlag, Göttingen 2006, 279 S., geb., 28,00 €, S. 7–23, hier: S. 16.

10 *Wolfgang Schivelbusch*, *Entfernte Verwandtschaft. Faschismus, Nationalsozialismus, New Deal 1933–1939*, München 2005. Nachfolgend wird die Taschenbuchausgabe (Fischer TB, Frankfurt am Main 2008, 224 S., brosch., 9,95 €) zugrunde gelegt; hier: S. 38.

11 Ebd., S. 83 f. (Hervorhebungen i. Orig.)

eine Gold- und Ehering-Sammlung. Dabei wurden die goldenen Eheringe gegen wertlose Metallsubstitute eingetauscht.<sup>12</sup> Auch hier standen fortan alle Frauen und Männer, die aus welchen individuellen Gründen auch immer ihre nicht nur materiell, sondern eben auch ideell wertvollen Trauringe nicht hatten abgeben wollen, unter einer besonderen öffentlichen Beobachtung und damit unter einem nicht zu unterschätzenden Anpassungsdruck, denn ganz gleich, wie es um ihre tatsächlichen Motive bestellt war: Sich der Spendenammlung zu verweigern, hatte gleichsam automatisch einen politischen Subtext. Folgerichtig räumt auch Schivelbusch jenseits aller phänomenologischen Ähnlichkeit jener symbolpolitischen Inszenierungen ein:

»Bis hin zu den Plaketten, die ihre Träger als Teilnehmer an der Kampagne kennzeichneten, ging die Parallelität von Blue Eagle und WHW. Doch wenn der moralische und ökonomische Druck, unter dem die Amerikaner den Blauen Adler zeigten, auch dem politischen ähnlich zu sein schien, unter dem die Deutschen für das Winterhilfswerk spendeten, die Firnis der Freiwilligkeit war im ›Dritten Reich‹ natürlich sehr viel dünner und die darunter stets einsatzbereite Gewalt ungleich größer als in Roosevelts Amerika.«<sup>13</sup>

Tatsächlich gingen die Gemeinsamkeiten der hier synoptisch betrachteten Gesellschaften insofern über die symbolpolitische Inszenierung ihrer Einigkeit in den Zeiten politischer und gesellschaftlicher Krisen hinaus, als hinter New Deal, Faschismus und Nationalsozialismus just »eine neue Idee von den möglichen Funktionen der Regierung« steckte, wie es der Ökonom John Maynard Keynes schon zeitgenössisch formulierte. Gemeint war die Idee von der staatlichen Planung der Wirtschaft und damit mittelbar auch der gesellschaftlichen Entwicklung im Angesicht der tiefgreifenden weltwirtschaftlichen Umbrüche seit dem Oktober 1929. Zwar betonte Keynes ausdrücklich, dass die Notwendigkeit von Planung zu akzeptieren keineswegs bedeute, »Kommunist, Sozialist oder Faschist« zu sein. Doch: »Ob es allerdings gelingen kann, Planung in der Praxis durchzuführen, ohne dabei einen erheblichen Wandel in den Traditionen und dem Apparat demokratischer Regierung hervorzurufen – das ist die große Frage.«<sup>14</sup> Aus Sicht mahrender Zeitgenossen ging also die vermeintliche Wesensverwandtschaft von Regierungen, die an die planvolle Gestaltbarkeit von Wirtschaft und Gesellschaft glaubten, durchaus über die rein äußerliche Form der Inszenierung ihres je eigenen politischen Programms hinaus. Auch wenn Wolfgang Schivelbusch in seiner Einschätzung so weit nicht gehen mag, greift seine Arbeit gewissermaßen Ansätze auf, die Mitte der 1970er Jahre bereits unter dem Schlagwort vom »Organisierten Kapitalismus« diskutiert worden waren.<sup>15</sup> Mit Blick auf das nationalsozialistische Deutschland ist jedoch hinzuzufügen, dass hier die Vorstellungen von den Grenzen staatlicher Planung weit jenseits dessen lagen, was etwa mit der politischen Kultur der angelsächsischen Länder kompatibel gewesen war, denn im NS-Staat war der staatliche Planungsanspruch gerade auch im Bereich des *social engineering* prinzipiell unumschränkt,

12 Grundlegend Petra Terhoeven, Liebespfand fürs Vaterland. Krieg, Geschlecht und faschistische Nation in der italienischen Gold- und Eheringsammlung 1935/36, Tübingen 2003. Ferner dies., »Nicht spenden, opfern«. Spendenkampagnen im faschistischen Italien und im nationalsozialistischen Deutschland als Disziplinierungs- und Integrationsinstrument, in: Sven Reichardt/Armin Nolzen (Hrsg.), Faschismus in Italien und Deutschland. Studien zu Transfer und Vergleich (Beiträge zur Geschichte des Nationalsozialismus, Bd. 21), Göttingen 2005, S. 59–93, und dies., Eheringe für den Krieg. Die Geschichte eines faschistischen Gedächtnisorts, in: VfZ 54, 2006, S. 61–85.

13 Schivelbusch, Verwandtschaft, S. 91.

14 So John Maynard Keynes in seinem Vortrag »Über staatliche Wirtschaftsplanung« v. 14. März 1932, in: ders., On Air. Der Weltökonom am Mikrofon der BBC, hrsg. v. Gerhard Willke, Hamburg 2008, S. 95–107, hier: S. 95 f.

15 Grundlegend Jürgen Kocka, Organisierter Kapitalismus oder Staatsmonopolistischer Kapitalismus? Begriffliche Vorbemerkungen, in: Heinrich August Winkler (Hrsg.), Organisierter Kapitalismus. Voraussetzungen und Anfänge, Göttingen 1974, S. 19–35.

wie nicht zuletzt der Holocaust als die »Realisierung des (eigentlich) Utopischen«<sup>16</sup> auf drastische Weise offenbart hat.<sup>17</sup> Dennoch ist das Phänomen staatlicher Planung von Anselm Döring Manteuffel jüngst noch einmal prinzipiell als ein integraler und ubiquitärer Bestandteil jener ambivalenten Moderne des 20. Jahrhunderts skizziert worden.<sup>18</sup>

Auf der anderen Seite offenbart Schivelbuschs vergleichende Betrachtung staatlicher Öffentlichkeitsarbeit auch die funktionale Gleichförmigkeit gelenkter staatlicher Kommunikation, deren Unterscheidbarkeit letztlich nur durch die Ziele und Zwecke gegeben ist, denen sie dient. Hier allerdings werden schließlich die Differenzen tatsächlich manifest, wenn es zu unterscheiden gilt, ob das Tragen einer Anstecknadel der Legitimation eines staatlich induzierten und gelenkten Konjunkturprogramms oder der Manifestation einer auf rassistischen Prinzipien gründenden Gesellschaftsordnung diene.

Auch das Deutsche Historische Museum Berlin knüpfte an diese Lesart an, als es 2007 in seinem Pei-Bau eine Ausstellung mit dem Titel »Kunst und Propaganda im Streit der Nationen 1930–1945« präsentierte. Dabei war hinsichtlich der Exponate dezidiert von »Propagandakunst« die Rede. Diese definiert sich nach Einschätzung der Ausstellungsmacher durch das »zwingend vorhandene Merkmal einer nachvollziehbaren Verbindung zu den politischen Massenbeeinflussungsprogrammen der jeweiligen Staatensysteme.«<sup>19</sup> In diesem Sinne wurden nunmehr Arbeiten präsentiert, welche die künstlerische Ausformung politischer Programmatik in Deutschland, Italien, der Sowjetunion und den USA zu vergleichen erlaubten; freilich ohne gleichzusetzen, wie man unter Verweis auf Heinz-Gerhard Haupt und Jürgen Kockas theoretische Reflexionen über das Wesen des historischen Vergleichs umgehend hinzufügte.<sup>20</sup>

In der Tat erlauben die im Katalog reproduzierten Exponate einen reichhaltigen Einblick in die politisch-funktionale Kunstproduktion der untersuchten Epoche; auch mancherlei Ähnlichkeiten in der Bild- und Formsprache der »Propagandakunst« der vier Staaten treten eindrücklich hervor. Doch ganz im Sinne der landläufigen Redensart, dass es eben nicht dasselbe ist, wenn zwei das gleiche tun, wird diese vordergründige stilistische Verwandtschaft schon in der Einleitung des Katalogbandes durch den Hinweis relativiert, dass die verwendeten (Stil-)Mittel schließlich der Legitimation diametral entgegengesetzter politischer An- und Absichten dienten. Die Rezeptionsdifferenz ergibt sich in diesen Fällen gewissermaßen aus der Zuschreibung unterschiedlicher Bedeutungsdimensionen durch den Betrachter selbst.<sup>21</sup> Diese Erkenntnis besaßen auch schon die Nationalsozialis-

16 Hans Mommsen, Die Realisierung des Utopischen. Die »Endlösung der Judenfrage« im »Dritten Reich«, in: GG 9, 1983, S. 381–420.

17 Exemplarisch Lutz Raphael, Radikales Ordnungsdenken und die Organisation totalitärer Herrschaft. Weltanschauungseliten und Humanwissenschaftler im NS-Regime, in: GG 27, 2001, S. 5–40, und ders., Sozialexperten in Deutschland zwischen konservativem Ordnungsdenken und rassistischer Utopie (1918–1945), in: Wolfgang Hardtwig (Hrsg.), Utopie und politische Herrschaft im Europa der Zwischenkriegszeit, München 2003, S. 327–346.

18 Anselm Döring-Manteuffel, Ordnung jenseits der politischen Systeme. Planung im 20. Jahrhundert, in: GG 34, 2008, S. 398–406, hier: S. 406: »Planung, so ließe sich zusammenfassend festhalten, ist unabhängig von herrschenden Ideologien, denn sie ist ja selbst ein ideologisches Konzept, das sich im steten Wechsel der Systeme geschmeidig in je veränderte Wirklichkeiten einpassen lässt, solange die moderne industrielle Welt besteht und der steuernden Vorausschau bedarf.«

19 Hans-Jörg Czech, Zur Einführung, in: ders./Nikola Doll (Hrsg.), Kunst und Propaganda. Im Streit der Nationen 1930–1945, Sandstein Verlag, Dresden 2007, 536 S., geb., 48.00 € S. 14–19, hier: S. 16.

20 Ebd., S. 17.

21 In diesem Sinne macht der Betrachter gleichsam sein eigenes Bild. Die Überlegung folgt Marian Füssel, Die Kunst der Schwachen. Zum Begriff der »Aneignung« in der Geschichtswissenschaft, in: Sozial.Geschichte 21, 2006, S. 7–28, hier: S. 16, der mit Blick auf Textrezeption davon spricht, dass »[...] der Leser stets seinen eigenen Text produziert, indem er ihm Bedeutung verleiht«.

ten, wie eine NS-Pressenanweisung vom 20. November 1937 zeigt: »Propaganda sei etwas gutes, was die Sowjets machten, sei schlecht, also gebe es dort auch keine Propaganda, sondern Reklame und Agitation.«<sup>22</sup>

Offenbar heiligte in der staatlichen Kommunikationspolitik der Zweck ganz unmittelbar die Mittel. Dieser Umstand wird auch in einer diachronen Perspektive auf das deutsche Beispiel vor und nach 1945 augenfällig. Wie aus Matthias Weiß' Beitrag in einem von Norbert Frei und Frank Bösch herausgegebenen Sammelband über »Medialisierung und Demokratie im 20. Jahrhundert« über die »Medien- und Informationspolitik der Regierung Adenauer« zu entnehmen ist, waren nicht wenige Maßnahmen zur erhofften Kanalisierung der öffentlichen Meinung in der jungen Bundesrepublik an Vorbildern aus der Zeit des Dritten Reiches angelehnt.<sup>23</sup> Dazu gehörte etwa die 1953 zwischen Adenauer und seinem eigens für Belange der Öffentlichkeitsarbeit im Kanzleramt eingestellten Staatssekretär Otto Lenz geführte Diskussion über die mögliche Gründung eines »Informationsministeriums«, die ebenfalls von Lenz ins Auge gefasste Gründung einer »Filmbank«, die analog zur nationalsozialistischen »Filmkreditbank« als opportun erachtete Produktionen finanzieren helfen sollte, aber mangels Startkapital letztlich nicht errichtet werden konnte, die verdeckten regierungsamtlichen Organisationen im Stile der »Arbeitsgemeinschaft Demokratischer Kreise« (ADK) und der durch diese Organisationen betriebene Aufbau eines Verbindungsleutenetzwerkes, das sich vor allem aus lokal und regional exponierten Multiplikatoren rekrutierte, die zugleich über die Stimmungslage innerhalb ihres persönlichen Umfeldes Bericht erstatteten.<sup>24</sup> Insbesondere der Versuch der indirekten Durchdringung der Öffentlichkeit war eine Methode, welcher sich die NSDAP sowohl in der Phase ihres Aufstiegs zur Massenbewegung, als auch in der Kriegsendphase, gleichsam im Moment ihrer »Rückkehr zu den Ursprüngen«<sup>25</sup>, intensiv bedient hatte. So stellte beispielsweise Rudy Koshar mit Blick auf die Bedeutung lokaler Eliten für das Wachstum der NS-Bewegung schon vor mehr als zwei Dekaden fest:

»[T]hose in the party were often important people – Organizers, opinion makers, movers and shakers. They were the Nazi joiners. Nazi joiners were arguably the most important party adherents locally because they brought indispensable skills and social contacts to national socialism. Unlike party voters, whose support for nazism was often limited to an individual act of marking a ballot, Nazi party members who belonged to other associations came into direct contact with potential voters, sympathizers, and members. [...] Except for those association members who kept their party ties secret, however, NSDAP members with cross-affiliations at least had the opportunity to ›blend‹ nazism into local social life and legitimize National Socialist ideas.«<sup>26</sup>

22 Hans Bohrmann/Gabriele Toepser-Ziegert (Hrsg.), NS-Pressenanweisungen der Vorkriegszeit. Edition und Dokumentation, 7 Bde., München 1983 ff., Bd. 5/III: Quellentexte September bis Dezember, bearb. v. Karen Peter, Dok. 2835, S. 940.

23 Matthias Weiß: Öffentlichkeit als Therapie. Die Medien- und Informationspolitik der Regierung Adenauer zwischen Propaganda und kritischer Aufklärung, in: *Frei/Bösch*, Medialisierung, S. 73–120.

24 Ebd., S. 96, 99, 100 f. und 102 f. Ferner Bernd Bühlbäcker, Europa im Aufbau. Personal und Personalpolitik deutscher Parteien und Verbände in der Montanunion 1949–1958, Essen 2007, S. 237–264.

25 Vgl. Hans Mommsen, Die Rückkehr zu den Ursprüngen. Betrachtungen zur inneren Auflösung des Dritten Reiches nach der Niederlage von Stalingrad, in: *Michael Grüttner/Rüdiger Hachtmann/Heinz-Gerhard Haupt* (Hrsg.), Geschichte und Emanzipation. Festschrift für Reinhard Rürup, Frankfurt am Main 1999, S. 418–434.

26 Rudy Koshar, Social Life, Local Politics, and Nazism. Marburg, 1880–1935, Chapel Hill 1986, S. 210. Zusammenfassend Daniel Mühlenfeld, Zur Bedeutung der NS-Propaganda für die Eroberung staatlicher Macht und die Sicherung politischer Loyalität, in: *Christian A. Braun/Michael Mayer/Sebastian Weitkamp* (Hrsg.), Deformation der Gesellschaft? Neue Forschungen zum Nationalsozialismus, Berlin 2008, S. 93–117, hier: S. 101 ff.

Diese Strategie wandelte sich in der Kriegsendphase nur graduell. Während nämlich in der sogenannten Kampfzeit der Bewegung sehr wohl intendiert war, dass lokale Honoratioren sich öffentlich und damit werbewirksam zur NSDAP bekannten, hatten sich in der Endphase der NS-Herrschaft die rezeptiven Vorzeichen auf Seiten der Bevölkerung umgekehrt. Indem nämlich die NSDAP und ihre Propaganda im Verlauf des Krieges ihrer Deutungsmacht mehr und mehr verlustig gegangen war<sup>27</sup>, hoffte man nunmehr die Glaubhaftigkeit propagandistischer Parolen bei der Bevölkerung dadurch sicherstellen oder wenigstens steigern zu können, indem man den offiziösen Charakter der in Umlauf gebrachten Mundpropagandaparolen gezielt zu verschleiern suchte. Diesen werde nämlich nur noch dann realer Informationswert beigemessen, »wenn sie gewissermaßen privat, also inoffiziell ins Volk getragen werden. Ebenso wenig darf bei der Ausstreuung der Parolen ein Anhaltspunkt geboten werden, aus welchem die Volksgenossen schließen könnten, »Die Nachricht käme von der Partei« oder »von oben« bzw. von dieser oder jener »informierten Stelle.«<sup>28</sup>

Wenn man also bilanzieren will, inwieweit staatliche Öffentlichkeits- beziehungsweise Kommunikationspolitik herrschaftssystematische Spezifika aufweist, bleibt am Ende die ernüchternde Erkenntnis, dass bei der »choix des armes« kaum Differenzen auszumachen sind. Allein der Entstehungskontext und die Perspektive des Rezipienten (im Sinne eines Kollektivsingulars) bedingen am Ende den Unterschied, der tatsächlich einen Unterschied zwischen *Blue Eagle* und WHW-Abzeichen macht. In diesem Sinne konstatierten auch Norbert Frei und Frank Bösch: »Derartige Befunde belegen, daß Mediennutzer eigene Schlüsse aus medialen Repräsentationen ziehen [...].«<sup>29</sup> »Kurz: die Beobachter tragen ihre Bezugssysteme aktiv in ihre Umwelt hinein.«<sup>30</sup> Dies wiederum ist erkenntnistheoretisch mit der erfahrungsgeschichtlichen Bedingtheit menschlichen Wissens zu erklären<sup>31</sup>, wie sich etwa anhand der zeitgenössischen Einschätzung der frühen bundesrepublikanischen Kommunikationspolitik eindrücklich belegen lässt, wenn etwa Otto Lenz und seine Mitarbeiter den Untergang der Weimarer Republik mit der Unfähig- oder -willigkeit der damaligen Reichsregierungen zur Betreuung der öffentlichen Meinung zu erklären suchten. Denn wie bedeutend derartige Betreuungsarbeit sei, könne man schließlich daran ersehen, dass die Jahre 1933 bis 1939 den Menschen »als ein Meisterstück politischer Führung« (Erich Peter Neumann) in Erinnerung geblieben seien, wozu »ganz offensichtlich auch die staatliche Lenkung der öffentlichen Meinung im Nationalsozialismus beigetragen« habe.<sup>32</sup>

27 So Aristotle A. Kallis, Der Niedergang der Deutungsmacht. Nationalsozialistische Propaganda im Kriegsverlauf, in: Jörg Echternkamp (Hrsg.), Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg, Bd. 9/2: Die deutsche Kriegsgesellschaft 1939 bis 1945. Ausbeutung, Deutungen, Ausgrenzung, München 2005, S. 203–250. Siehe ferner Karl Christian Führer, »Aufmerksamkeit« und »Vertrauen« als Kategorien der Mediengeschichte, in: Bernd Weisbrod (Hrsg.), Die Politik der Öffentlichkeit – die Öffentlichkeit der Politik. Politische Medialisierung in der Geschichte der Bundesrepublik, Göttingen 2003, S. 151–174.

28 Schreiben Gaupropagandaamt Düsseldorf an alle Kreispropagandaleiter, 14.12.1944, in: Hauptstaatsarchiv (HStA) Düsseldorf RW23/158, Bl. 2.

29 Bösch/Frei, Ambivalenz, S. 13.

30 Erving Goffman, Rahmen-Analyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen, Frankfurt am Main 1980, S. 50.

31 Vgl. den konzisen Überblick von Olaf Breidbach, Neue Wissensordnungen. Wie aus Informationen und Nachrichten kulturelles Wissen entsteht, Frankfurt am Main 2008, sowie den Klassiker von Peter L. Berger/Thomas Luckmann, Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie, Frankfurt am Main 2007 (zuerst engl. 1966).

32 Weiß, Öffentlichkeit, S. 87. Neumann, Ehemann von Elisabeth Noelle-Neumann, wusste durchaus, wovon er sprach, schließlich waren er und seine Frau während des Dritten Reiches Mitarbeiter der Wochenzeitung *Das Reich* gewesen. Vgl. Erika Martens, Zum Beispiel »Das Reich«. Zur Phänomenologie der Presse im totalitären Regime, Köln 1972, S. 94 ff. und 104 ff.

## II. MEDIENWIRKUNG: DIE SCHWIERIGE FRAGE DER REZEPTION

Gemessen an diesen scheinbar höchst erfolgreichen Vorbildern nahmen sich die sichtbaren Erfolge der Betreuung der öffentlichen Meinung durch die Bundesregierung in den 1950er Jahren eher bescheiden aus. Dass dieser Leistungsvergleich indessen angestellt wurde, belegt einerseits die mangelnde zeitgenössische Reflexion über die gewandelten gesellschaftlichen Rahmenbedingungen von Medienpolitik vor und nach 1945, andererseits bestätigt es auch einen Befund, den jüngst Clemens Zimmermann an den Anfang einer Überblicksdarstellung zur Geschichte der »Medien im Nationalsozialismus« stellte: »Man muss der Frage nach der Macht der Medien im Sinne ihrer tatsächlichen Wirkungen und Funktionen in der Gesellschaft und auf der Ebene der Zuschreibung von Medienmacht nachgehen.«<sup>33</sup>

Damit stellt Zimmermann seine eigene Überblicksdarstellung, die sich übrigens auch einer vergleichenden Perspektive bedient, welche jedoch auf die – im weitesten Sinne – faschistischen Regimes in Deutschland, Italien und Spanien beschränkt ist, in den Kontext jener neueren Forschungsdebatte, die sich verstärkt der Rezeptionsanalyse von Propaganda verschrieben hat. Ihr Ziel ist zumeist die Offenlegung einer vermeintlich subkutan verborgenen, mithin echten und unverfälschten »Volksmeinung« oder aber die Bilanzierung der Wirkmächtigkeit von NS-Propaganda. Dahinter wiederum steht zumeist die Frage nach der gesellschaftlichen Selbstwahrnehmung der Deutschen im Dritten Reich beziehungsweise nach den Mechanismen, vermittels derer sich die deutsche ›Volksgemeinschaft‹ jenseits von »Verführung und Gewalt« konstituierte. Im Blickpunkt stand dabei im Nachgang der Debatte um Daniel Jonah Goldhagens These vom »eliminatorischen Antisemitismus« der Deutschen vor allem die Analyse antisemitischer Einstellungen sowie Ausmaß und Umfang der gesellschaftlichen Kenntnisse des Holocaust in der ›Volksgemeinschaft‹.<sup>34</sup> Diesen wollte man etwa durch die Rekonstruktion von Zuschauerrezeptionen einschlägiger antisemitischer Propagandafilme – allen voran »Jud Süß« – nachspüren.<sup>35</sup>

33 Clemens Zimmermann, *Medien im Nationalsozialismus. Deutschland, Italien, Spanien in den 1930er und 1940er Jahren*, Böhlau Verlag bei UTB, Wien/Köln etc. 2007, 316 S., brosch., 24,90 € S. 11.

34 Eric A. Johnson/Karl-Heinz Reuband, *What We Knew. Terror, Mass Murder, and Everyday Life in Nazi Germany. An Oral History*, New York 2005; Frank Bajohr/Dieter Pohl, *Der Holocaust als offenes Geheimnis. Die Deutschen, die NS-Führung und die Alliierten*, München 2006; Peter Longerich, »Davon haben wir nichts gewusst!« *Die Deutschen und die Judenverfolgung 1933–1945*, München 2006; Bernward Dörner, *Die Deutschen und der Holocaust. Was niemand wissen wollte, aber jeder wissen konnte*, Berlin 2007, sowie bilanzierend Hans Mommsen, *Der Holocaust und die Deutschen. Aktuelle Beiträge zu einer umstrittenen Frage*, in: *ZfG* 56, 2008, S. 844–853.

35 David Culbert, *The Impact of Anti-Semitic Film Propaganda on German Audiences. Jew Süß and The Wandering Jew (1940)*, in: Richard A. Etlin (Hrsg.), *Art, Culture, and Media under the Third Reich*, The University of Chicago Press, Chicago 2002, 384 S., brosch., 31,00 \$, S. 139–157; Karl-Heinz Reuband, *Jud Süß und »Der ewige Jude« als Prototypen antisemitischer Filmpropaganda im Dritten Reich. Entstehungsbedingungen, Zuschauerstrukturen und Wirkungspotential*, in: Michal Anděl/Detlef Brandes/Alfons Labisch u. a. (Hrsg.), *Propaganda, (Selbst-)Zensur, Sensation. Grenzen von Presse- und Wissenschaftsfreiheit in Deutschland und Tschechien seit 1871*, Essen 2005, S. 89–148; Armin Nolzen, »Hier sieht man den Juden wie er wirklich ist ...«. *Die Rezeption des Films »Jud Süß« in der deutschen Bevölkerung*, in: Alexandra Przyrembel/Jörg Schönert (Hrsg.), *Jud Süß. Hofjude, literarische Figur, antisemitisches Zerrbild*, Frankfurt am Main 2006, S. 245–261. Allgemein zur Zuschauerforschung: Gerhard Stahr, *Volksgemeinschaft vor der Leinwand? Der nationalsozialistische Film und sein Publikum*, Berlin 2001.



Dabei war die Frage nach Reichweite, Wirkung und Aneignung von NS-Propaganda eigentlich keine neue.<sup>36</sup> Jedoch hatte gerade innerhalb der Geschichtswissenschaft die Auseinandersetzung mit medienwissenschaftlichen Methoden, Theorien und Fragestellungen durchaus auf sich warten lassen<sup>37</sup>, nachdem eigentlich schon vor zwei Jahrzehnten der vermeintliche Aufbruch in ein neues, interdisziplinär auszuleuchtendes Forschungsfeld unmittelbar bevorzustehen schien.<sup>38</sup> Auch hatten einzelne Detailstudien durchaus die Ertragschancen einer solchen Herangehensweise offenbart.<sup>39</sup> Zugleich aber standen die Historikerinnen und Historiker mit Blick auf eine Medienrezeptionsforschung für die Zeit des Dritten Reiches vor einem komplexen Problem. Einerseits dauerte es mit Blick auf die vermeintlich offenkundigen Erfolge der NS-Propaganda bei der Aufrechterhaltung eines bis in die unmittelbare Kriegsendphase hinein tragenden Grundkonsenses länger, ehe sich die Einsicht in die empirische Unhaltbarkeit eines monodirektionalen Kommunikationsmodells nach dem Stimulus-Response-Prinzip auch innerhalb der Geschichtswissenschaft durchsetzte.<sup>40</sup>

Andererseits lockte jedoch gerade hinsichtlich der Medien- beziehungsweise Propagandarezeption während des Dritten Reiches eine vermeintlich besonders instruktive Quellengattung, die auf den ersten Blick durchaus bedeutsame Erkenntnisfortschritte versprach. Die Rede ist von den vielfältigen Stimmungs-, Lage- und Tätigkeitsberichten, welche die unterschiedlichsten Dienststellen von Partei und Staat zwischen 1933 und 1945 zusammentrugen. Wer einmal auch nur für den Zeitraum eines Jahres die turnusmäßigen Berichte einer NSDAP-Kreisleitung gelesen hat, der läuft leicht Gefahr, dem Irrglauben zu erliegen, mit diesem Material gleichsam ein Fenster ins nationalsozialistische Alltagsleben aufgestoßen zu haben. Dabei wird der Schein der vermeintlichen Authentizität jenes Materials noch dadurch gestützt, dass es sich bei besagten Berichten um durchweg als vertraulich eingestufte Informationen handelte.<sup>41</sup>

Daher hat Peter Longerich in seiner umfassenden quellenkritischen Einleitung der Studie über die Deutschen und die nationalsozialistische Judenpolitik zu Recht darauf hingewiesen, dass gerade auch bei der Analyse und Auswertung jener Quellen deren Entstehungszusammenhänge und insbesondere ihre perspektivische Bedingtheit nicht vernachlässigt werden dürften.<sup>42</sup> Schließlich waren auch jene offiziellen und offiziellen Be-

36 So schon *Ian Kershaw*, *How Effective Was Nazi Propaganda?*, in: *David A. Welch* (Hrsg.), *Nazi Propaganda. The Power and the Limitations*, London/New York etc. 1983, S. 180–208.

37 *Corey Ross*, *Writing the Media into History. Recent Works on the History of Mass Communications in Germany*, in: *GH* 26, 2008, S. 299–313, insb. S. 299 f.

38 *Norbert Frei*, *Presse-, Medien-, Kommunikationsgeschichte. Aufbruch in ein interdisziplinäres Forschungsfeld*, in: *HZ* Bd. 248, 1989, S. 101–114.

39 *Karl Christian Führer*, *Auf dem Weg zur »Massenkultur«? Kino und Rundfunk in der Weimarer Republik*, in: *HZ* Bd. 262, 1996, S. 739–781.

40 Während in den Medienwissenschaften schon vor längerer Zeit das Stimulus-Response-Modell per se als ein Mythos entlarvt wurde (vgl. *Hans-Bernd Brosius/Frank Esser*, *Mythen in der Wirkungsforschung. Auf der Suche nach dem Stimulus-Response-Modell*, in: *Publizistik* 43, 1998, S. 341–361), war es etwa *Bernhard Fulda*, *Die Politik der »Unpolitischen«*. Boulevard- und Massenpresse in den zwanziger und dreißiger Jahren, in: *Frei/Bösch*, *Medialisierung*, S. 48–72, hier: S. 51, noch eines dezidierten Hinweises wert, dass ein einfaches Reiz-Reaktions-Schema nicht in der Lage sei, die komplexen Prozesse von Medienaneignung hinreichend zu erfassen.

41 *Heinz Hürten*, *Schlaglichter aus der Provinz. Eine bislang kaum beachtete Quellengattung über die Volksmeinung im »Dritten Reich«*, in: *Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte* 56, 1993, S. 131–146. Der Autor stützt sich auf Berichte der Justizbehörden, die seit Ende 1935 auf Anordnung des Reichsjustizministeriums im Zweimonatsrhythmus von den Oberreichsanwälten, den Generalstaatsanwälten und den Oberlandesgerichtspräsidenten vorzulegen waren.

42 *Longerich*, *Nichts gewünscht*, S. 40 f. und 50. Im weiteren Verlauf seiner Arbeit wird der Autor den eigenen Analysestandards jedoch selbst nicht immer gerecht.

richte nicht mehr als die Protokolle einer teilnehmenden Beobachtung, die in vielen Fällen weniger über die Stimmung der beobachteten Bevölkerung auszusagen vermochten, sondern vielmehr die Wahrnehmungsmuster der niederschreibenden Beobachter spiegelten. Diese eigentlich banale Erkenntnis hat jedoch in zahlreichen Untersuchungen, die sich besagter Quellen bedienen, bislang keinen Niederschlag gefunden. Vielmehr werden Stimmungs- und Lageberichte aus der NS-Zeit noch immer überwiegend verwendet, um bestehende Forschungsbefunde zu illustrieren.<sup>43</sup> In einer solchen Gefahr schwebt gleich in doppelter Hinsicht auch die von Otto Dov Kulka und Eberhard Jäckel herausgegebene Dokumentation über die »Juden in den geheimen NS-Stimmungsberichten«.<sup>44</sup> Denn einerseits suggeriert allein der Umfang der Edition gewollt oder ungewollt nahezu enzyklopädische Vollständigkeit, andererseits werden die ausgewerteten Berichtsquellen nur so weit in Auszügen dokumentiert, wie sie den Themenkomplex der sogenannten Judenfrage berührten. Auf diese Weise werden die präsentierten Quellenfragmente in einer Art und Weise dekontextualisiert, die für ihren analytischen Wert je nach Fragestellung bedeutsam sein können, wenn auch nicht zwingend sein müssen. Den wissenschaftlichen Wert der Edition an sich berührt diese Kritik nicht. Es drängt sich mit Blick auf die grundlegenden Einwände gegen diese und vergleichbare Berichtsquellen die Frage auf, ob das dargebotene Material seinen Wert tatsächlich vor allem darin hat, »die Erforschung der Wechselbeziehungen zwischen Herrschaft und Gesellschaft im Dritten Reich«<sup>45</sup> zu befördern, wie die Herausgeber ganz zu Beginn ihrer Einleitung postulieren. Dass dies und vor allem wie dies gelingen kann, hat Michael Wildts Studie über antijüdische Gewalt in der deutschen Provinz eindrücklich belegt.<sup>46</sup> Dies aber wiederum zeigt, dass der Wert des von Kulka und Jäckel vorgelegten Materials sich stets an der historiografischen Fragestellung messen lassen muss, welche an die Quellen herangetragen wird. Für die Erkundung der Bevölkerungsstimmung, für welche die Edition auf den ersten Blick prädestiniert zu sein scheint, wird sich der Aussagewert der Quellen aus den genannten Gründen wohl als eher gering erweisen.

Eingedenk dieser Vorbehalte gilt für die gesamte Quellengattung der nationalsozialistischen Stimmungsberichte, dass das besagte Material letztlich nur sehr begrenzt über die hier im Fokus des Interesses stehende Frage der Medienrezeption Auskunft zu geben vermag. Zu diesem Befund kommen auch jene Autoren, die sich anhand des konkreten Falls der »Jud Süß«-Verfilmung mit ihr auseinandergesetzt haben. So konstatierte etwa Armin Nolzen, es sei evident, »dass die zitierten Quellen keine Rückschlüsse darüber zulassen, inwieweit Jud Süß den Antisemitismus der Bevölkerung radikalisierte.«<sup>47</sup>

Zugleich verwies er jedoch anknüpfend an die Überlegungen Siegfried Kracauers auf den Umstand, dass allein schon die Produktion eines antisemitischen Filmstoffes an und für sich bereits ein gewichtiges Indiz für die Existenz antisemitischer Dispositionen in erheblichen Teilen der deutschen Gesellschaft gewesen sei. Schließlich habe Kracauer in seinem Opus Magnum »Von Caligari zu Hitler« bereits auf die Bedeutung des Mediums Film als Mittel kommunikativer Selbstauskunft einer Gesellschaft hingewiesen. In diesem Sinne standen der Antisemitismus der deutschen Gesellschaft und Veit Harlans »Jud

43 Rainer Eckert, Gestapo-Berichte. Abbildungen der Realität oder reine Spekulation?, in: Gerhard Paul/Klaus-Michael Mallmann (Hrsg.), Die Gestapo. Mythos und Realität, Darmstadt 1995, S. 200–215, hier: S. 205, und Nolzen, Rezeption, S. 249.

44 Otto Dov Kulka/Eberhard Jäckel (Hrsg.), Die Juden in den geheimen NS-Stimmungsberichten 1933–1945. Dokumentation und CD-Rom, Droste Verlag, Düsseldorf 2004, 894 S., geb., 74,90 €

45 Ebd., S. 15.

46 Michael Wildt, Volksgemeinschaft als Selbstermächtigung. Gewalt gegen Juden in der deutschen Provinz 1919 bis 1939, Hamburg 2007.

47 Das Zitat und die weitere Argumentation Nolzen, Rezeption, S. 259. Der zitierte Befund bezog sich dabei ausdrücklich auch auf das von Kulka/Jäckel, Juden, edierte Quellenmaterial.

Süß« durchaus in einem Bedingungsverhältnis – wenn auch in einem umgekehrten. Entgegen der argumentativen Generallinie von der medialen Verführungsmacht des NS-Regimes war es nicht der Film, welcher antisemitischen Stimmungen innerhalb der deutschen Gesellschaft zur weiteren Verbreitung verhalf. Es war vielmehr die bereits existierende antisemitische Grundhaltung einer Majorität der deutschen Gesellschaft, die Filme wie »Jud Süß« erst möglich machte, indem sie zunächst einmal den rezeptiven Resonanzboden bereitete, der einen solchen Film in den Augen seiner Produzenten – seien es staatliche Stellen oder private Finanziere – überhaupt zu einem kalkulierbaren unternehmerischen Risiko werden ließ. Nicht ohne Grund hatte Michael H. Kater in seiner filmhistorischen Kriterien folgenden Auswertung der Tagebücher Joseph Goebbels' konstatiert, dass es dem Propagandaminister mit dem Medium Film nicht allein um die Kontrolle der öffentlichen Meinung gegangen sei, sondern dass die Bedeutung der Filmindustrie im Dritten Reich nicht zuletzt eine ökonomische war.<sup>48</sup>

Auch der Filmhistoriker David Culbert konstatierte mit Blick auf die Wirkungsmacht von »Jud Süß«, »the limitation of any single film to change attitudes.«<sup>49</sup> An dieser Einschätzung ändere auch die Tatsache nichts, dass der Film etwa auch gezielt den Wachmannschaften von Konzentrationslagern vorgeführt worden sei, um deren Judenhass weiter zu steigern.<sup>50</sup> Im Gegenteil habe auch hier der Film seine intendierte Wirkung nur deshalb entfalten können, weil der ausgewählte Zuschauerkreis bereits über eine hinreichende ideologische Vorprägung verfügt habe, um die Aneignung des Films auf die gewünschte Weise zu vollziehen, denn: »No film can make the viewer a willing executioner.«<sup>51</sup>

Darüber hinaus mutmaßte Culbert, der Kassenerfolg des Films habe sich auch nicht zuletzt deshalb eingestellt, weil sein Sujet auch ein gut gemachtes Unterhaltungsangebot im Stile von »sex and crime« gewesen sei. Mit den gleichen Worten hat auch Karl-Heinz Reuband mit Blick auf die Leserschaft des antisemitischen Hetzblattes *Der Stürmer* festgestellt, dass dessen Lektüre wohl nicht allein zur Bestätigung antisemitischer Vorurteile stattgefunden habe. Vielmehr habe *Der Stürmer* mit seiner Vermischung der Themen von »sex and crime« für viele Leser eher wie ein »reißerisches Boulevardblatt« gewirkt, das sich durch latent pornografische Inhalte eben auch zur Befriedigung voyeuristischer Interessen geeignet habe.<sup>52</sup> Am Ende gelangt aber auch Reuband zu der wenig zufriedenstellenden Erkenntnis, dass sich verallgemeinerbare Aussagen über die Medienwirkung im Dritten Reich erst durch eine breit angelegte Analyse von Alltagskommunikation erreichen ließen. Für die aber, so muss der Autor konstatieren, mangle es an hinreichendem Quellenmaterial.<sup>53</sup>

Diesem Problem suchte Reuband zu begegnen, indem er für seine Untersuchungen Material heranzog, das bislang nicht auf seine Aussagekraft hinsichtlich der Frage der Medien- und Propagandawirkung hin befragt worden war. Dabei griff er auf retrospektiv angefertigte Meinungsumfragen aus der Nachkriegszeit zurück, die aus dem Allensbacher

48 Michael H. Kater, Film as an Object of Reflection in the Goebbels Diaries. Series II (1941–1945), in: CEH 33, 2000, S. 391–414, hier: S. 397: »As the diaries make clear, film was important to Goebbels not only as an instrument of public-mood control [...], but also as a convenient source of income.«

49 Culbert, Impact, S. 152.

50 Exemplarisch Jürgen Matthäus, Die »Judenfrage« als Schulungsthema von SS und Polizei. »Inneres Erlebnis« und Handlungslegitimation, in: Jürgen Matthäus/Konrad Kwiet/Jürgen Förster u. a., Ausbildungsziel Judenmord? »Weltanschauliche Erziehung« von SS, Polizei und Waffen-SS im Rahmen der »Endlösung«, Frankfurt am Main 2003, S. 35–86.

51 Das Zitat und das weitere Argument bei Culbert, Impact, S. 154.

52 Karl-Heinz Reuband, Die Leserschaft des »Stürmer« im Dritten Reich. Soziale Zusammensetzung und antisemitische Orientierungen, in: Historical Social Research 33, 2008, S. 214–254, hier: S. 216. Ähnlich auch Zimmermann, Medien, S. 128.

53 Reuband, Leserschaft, S. 246, Anm. 57.

Institut für Demoskopie stammten.<sup>54</sup> Während zumindest die Umfrage, die der Leserschaft des *Stürmer* nachspürte, immerhin aus dem Jahre 1949 stammte<sup>55</sup>, gründete eine eher allgemein gehaltene Untersuchung der grundsätzlichen Akzeptanz des NS-Regimes innerhalb der deutschen Bevölkerung gar auf eine Erhebung von 1985, die ursprünglich anlässlich des 40. Jahrestages des Kriegsendes erstellt worden war.<sup>56</sup> Möglichen Einwänden gegen den historiografischen Quellenwert des Materials hält Reuband die Ergebnisse vornehmlich amerikanischer Kontrollversuche zur Verlässlichkeit von biografischen Selbstauskünften in Langzeitinterviews entgegen. Auch habe die Erfahrung erwiesen, dass die getätigten Aussagen selbst dann noch von hinreichender Validität seien, wenn die Selbstauskünfte der befragten Personen Informationen enthielten, die zum Zeitpunkt der retrospektiven Befragung gesellschaftlich geächtet oder gar strafrechtlich zu ahnden gewesen seien.<sup>57</sup> Sofern man also die von Reuband vorgestellten neuen Zugänge zur Geschichte der öffentlichen Meinung unter den Bedingungen des NS-Staates nicht sogleich zum alleinigen Königsweg hin zu historischer Erkenntnis verklärt, vermögen die von ihm herangezogenen Materialien durchaus einen beachtlichen Erkenntnisfortschritt zu liefern – aber nur, wenn man diese Ergebnisse stets mit Erkenntnissen aus der Analyse anderer, konventionellerer Quellengattungen verknüpft.

Damit aber bestätigt sich für die historische Medienwirkungsforschung insgesamt die Feststellung, dass selbst näherungsweise Aussagen darüber, wie Menschen während des Dritten Reiches die medial transportierten propagandistischen Botschaften auf- und angenommen haben, erst dann möglich sind, wenn es gelingt, die konkreten Rezeptionsbedingungen zu rekonstruieren, unter denen jene Medienaneignung stattfand. Dieser Befund deckt sich wiederum mit den Einschätzungen Clemens Zimmermanns, wonach die NS-Propaganda zwar unstreitig bis in die Kriegsendphase hinein bemüht gewesen sei, Themen zu setzen – das heißt »agenda setting« zu betreiben – »was davon aber hängenblieb [...], ist, wie angedeutet, jeweils in konkreten Kontexten zu untersuchen.«<sup>58</sup>

Dieser Frage widmet sich auch eine Studie, die auf der Basis von Zeitzeugeninterviews der »Psychologie des Nationalsozialismus« nachzuspüren will.<sup>59</sup> Dazu führte der Autor, anknüpfend an Theodor Adornos Postulat, die Beweggründe der Täter zu erforschen, um den Nationalsozialismus an sich zu verstehen, zahlreiche Gespräche mit Menschen beiderlei Geschlechts, die als Mitglieder der NSDAP oder ihrer Gliederungen und angeschlossener Verbände zu »Tätern« im weitesten Sinne geworden waren.<sup>60</sup> Hinsichtlich der Erklärung des scheinbaren Erfolges der NS-Propaganda unter der Bevölkerung vermag Marks jedoch kaum Neues vorzubringen. Ganz im Gegenteil kommt sein Ansatz, die Wirkungsweise von Propaganda vermittelt der an Jean Piaget und Sigmund Freud anknüpfenden Beeinflussung tiefenpsychologischer, »magischer« Schichten des menschlichen Bewusstseins, die dem Bewusstseinszustand primitiver Kulturen verwandt seien, einem analytischen Rückschritt gleich, da der Propaganda auf diese Weise erneut eine reale manipulative Macht zuerkannt wird, ohne den Aspekt der notwendigen latenten Vor-

54 *Karl-Heinz Reuband*, Das NS-Regime zwischen Akzeptanz und Ablehnung. Eine retrospektive Analyse von Bevölkerungseinstellungen im Dritten Reich auf der Basis von Umfragedaten, in: GG 32, 2006, S. 315–343; *ders.*, Die Reaktion der deutschen Bevölkerung auf den Judenstern. Eine retrospektive Analyse gestützt auf eine repräsentative Umfrage aus dem Jahr 1949, in: Jahrbuch für Antisemitismusforschung 16, 2007, S. 163–194; *ders.*, Jud Süß; *ders.*, Leserschaft.

55 Ebd., S. 218 ff.

56 *Reuband*, Akzeptanz, S. 321 ff.

57 Ebd., S. 323.

58 *Zimmermann*, Medien, S. 259.

59 *Stephan Marks*, Warum folgten sie Hitler? Die Psychologie des Nationalsozialismus, Patmos Verlag, Düsseldorf 2007, 219 S., geb., 19,90 €

60 Ebd., S. 18 ff.

prägung der Rezipienten zu berücksichtigen.<sup>61</sup> Diese Herangehensweise der Suche nach einer ›echten‹ manipulativen Wirkung ist insbesondere deshalb problematisch, weil eine Untersuchung der Wirkungsweisen von Propaganda, die nicht die Frage nach der Vorprägung der Rezipienten stellt, bedeutete, nicht mehr erklären zu können, wieso dieselbe Botschaft bei zwei Empfängern unterschiedliche Aneignungs- und Verarbeitungsprozesse zur Folge hat.

Vielversprechender scheint hier auf den ersten Blick eine jüngere englischsprachige Überblicksdarstellung zur Geschichte der nationalsozialistischen Kommunikationspolitik. Sie nimmt ihren Ausgang bei den Ergebnissen neuerer rezeptionswissenschaftlicher Forschungen.<sup>62</sup> So überzeugend jedoch die theoretisch-methodologische Einleitung sich präsentiert, so unzureichend erweist sich deren analytische Umsetzung.<sup>63</sup> Der Autor präsentiert letztlich eine überaus konventionelle Darstellung der NS-Propaganda während des Zweiten Weltkrieges, die sich beinahe durchgehend auf programmatische Aussagen in den Reden und Tagebuchaufzeichnungen Joseph Goebbels' sowie auf Reden und Tischgesprächen Adolf Hitlers gründet. Auch fällt auf, dass der Autor sich in nicht wenigen Fällen auf inzwischen längst überholte Sekundärliteratur wie etwa die Studie Zbynek Zemans aus den 1960er Jahren beruft, neuere Forschungen dagegen zum Teil nicht zur Kenntnis nimmt.<sup>64</sup> Das führt dazu, dass in der Arbeit beispielsweise sich noch die inzwischen als Legende entlarvte Auffassung wiederfindet, die Wehrmacht habe in der Kriegsendphase nur deshalb nicht schon früher die Waffen gestreckt, um die Evakuierung deutscher Zivilisten aus den deutschen Ostgebieten zu decken.<sup>65</sup> Ausgesprochen peinlich ist hingegen die folgende Namensverwechslung: Aus Karl Scharping, einem Referenten in der Rundfunkabteilung des Reichsministeriums für Volksaufklärung und Propaganda wird bei Kallis kurzerhand Rudolf Scharping, ehemals Bundesverteidigungsminister und heute Präsident des Bundes deutscher Radfahrer.<sup>66</sup> Im Übrigen ist die Arbeit ein Paradebeispiel für den unreflektierten Umgang mit den hier bereits ausführlich quellenkritisch gewürdigten Berichtsquellen.<sup>67</sup> Dass Kallis gerade die persönlichen Einlassungen Goebbels' und Hitlers derart stark gemacht hat, steht beispielsweise auch im Widerspruch zu seiner völlig zutreffenden Feststellung, wonach die Rolle und Verantwortung Goebbels' in der Rückschau nicht selten überschätzt werde.<sup>68</sup> Doch auch dies konterkariert Kallis zum Ende seiner Arbeit selber, indem er sich dort der sattsam bekannten Metapher von Goebbels als dem Dirigenten eines Propagandaorchesters bedient, auch wenn er konstatiert, dass der Propagandaminister eben nicht immer alle »instruments of his orchestra« kontrolliert habe – nur um wenige Seiten später wiederum zu der (übrigens zutreffenden) Einschätzung zugelingen, dass Propaganda »cannot ›brainwash‹ a complex modern society in the course of little over than a decade, if at all.«<sup>69</sup>

61 Ebd., S. 46f. und 57.

62 *Aristotle A. Kallis*, *Nazi Propaganda and the Second World War*, Palgrave Macmillan, New York/Houndsmill etc. 2005 bzw. 2008, 295 S., geb. bzw. brosch., 56,00 bzw. 18,99 £.

63 Ebd., S. 1–12.

64 *Zbynek A. B. Zeman*, *Nazi Propaganda*, London/New York 1964.

65 *Kallis*, *Nazi Propaganda*, S. 79. Grundsätzlich dazu *Heinrich Schwendemann*, »Deutsche Menschen vor der Vernichtung durch den Bolschewismus zu retten«. Das Programm der Regierung Dönitz und der Beginn der Legendenbildung, in: *Jörg Hillmann/John Zimmermann* (Hrsg.), *Kriegsende 1945 in Deutschland*, München 2002, S. 9–33, hier: S. 12f. u. ö.

66 *Kallis*, *Nazi Propaganda*, S. 154. Besonders pikant an diesem *faux pas* ist, dass besagtes Namensversehen schon in der Erstausgabe 2005 zu finden war – und in der 2008 erschienenen Studienausgabe ebenfalls wieder auftaucht!

67 Ebd., S. 112 u. ö.

68 *Kallis*, *Nazi Propaganda*, S. 43.

69 Ebd., S. 220 und 223.

Als insofern mangelhafte Arbeit empfiehlt sich Kallis Buch gerade nicht als Einstieg ins Thema. Einen konzisen und stringent argumentierenden thematischen Überblick über das Themenfeld bietet sich weit mehr eine andere englischsprachige Arbeit, die im Gegensatz zu Kallis' die Reziprozität gerade auch gelenkter Kommunikation in einem unfreien Herrschaftssystem schärfer zu fassen vermag.<sup>70</sup> Dies gelingt vor allem dadurch, dass der Autor einen größeren zeitlichen Bogen vom ausgehenden 19. Jahrhundert bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs spannt. Dabei nämlich wird erkennbar, inwieweit die stilistische und inhaltliche Entwicklung einzelner Medien wie auch des gesamten Medienverbundes in erheblichem Maße durch die rezeptiven Erwartungshaltungen des Publikums bedingt wurden – ganz gleich, wie der herrschaftliche Überbau der deutschen Gesellschaft aktuell verfasst war.

Als ein Beitrag zur Rezeptionsforschung versteht sich schließlich auch eine Arbeit, welche die Frage zu klären trachtet, welchen Verbreitungs- und Lektüregad Adolf Hitlers Bekenntnisschrift »Mein Kampf« tatsächlich erreicht hat.<sup>71</sup> Dabei fördert das Buch in seinem ersten Teil, der sich der Entstehungsgeschichte des Pamphlets zuwendet, einige interessante Details zutage, die mit einigen, auch durch die historiografische Forschung gewissermaßen kanonisierten Legenden zur Frühgeschichte der NS-Bewegung aufzuräumen vermögen.<sup>72</sup> Im zweiten und dritten Teil der Arbeit geht Plöckinger der Frage der Rezeption der Hitler-Schrift zunächst in Deutschland und schließlich im Ausland nach. Das Ergebnis der umfassenden Rechercharbeit bleibt indes bescheiden. So kommt der Autor mit Blick auf die »allgemeine jüdische Publizistik« in Deutschland zu der im Grunde banalen Erkenntnis, dass Ende der 1920er Jahre kaum bis gar keine Notiz von »Mein Kampf« genommen wurde; dagegen nahm »die Berichterstattung über nationalsozialistische Ausschreitungen und Übergriffe stetig zu.«<sup>73</sup> Dieses Ergebnis vermag nur dann zu überraschen, wenn man mit Othmar Plöckinger die Auffassung teilt, dass die Lektüre von »Mein Kampf« die notwendige Voraussetzung für das Verständnis der NSDAP als Partei gewesen ist. Doch gerade aus der Perspektive des deutschen Judentums – aber nicht nur aus dieser – wurde die Verwerflichkeit der Partei und ihrer Ideologie bereits im alltäglichen Erleben, der in ihrem Namen verübten Gewalttaten offenkundig. Der eingehenden Lektüre einer Bekenntnisschrift bedurfte es dazu nicht. Bemerkenswert an Plöckingers Arbeit schließlich ist, dass er nach seinen Ausführungen über die Rezeption von »Mein Kampf« im Ausland gänzlich auf ein Fazit verzichtet, sondern das Buch vielmehr gewissermaßen orientierungslos auslaufen lässt – ohne die implizite Hauptthese seines Buches von der Schlüsselstellung der untersuchten Schrift für jedwedes Verständnis des Nationalsozialismus im Lichte seiner eigenen Forschungsergebnisse zu diskutieren.<sup>74</sup>

70 Corey Ross, *Media and the Making of Modern Germany. Mass Communications, Society, and Politics from the Empire to the Third Reich*, Oxford 2008, S. 263–392.

71 Othmar Plöckinger, *Geschichte eines Buches. Adolf Hitlers »Mein Kampf« 1922–1945*, Oldenbourg Verlag, München 2006, 632 S., geb., 49,80 €

72 Die wohl bekannteste Fehlannahme ist wohl jene, wonach Hitler sein Buch Rudolf Hess in die Schreibmaschine diktieren habe. Vgl. ebd., S. 122. Ergänzende Hinweise zur Entstehungsgeschichte des Buches liefern Florian Beier/Othmar Plöckinger, *Neue Dokumente zu Hitlers Buch Mein Kampf*, in: VfZ 57, 2009, S. 261–318.

73 Ebd., S. 312.

74 Mit der Hitler-Rezeption in Großbritannien beschäftigt sich auch Dan Stone, *The »Mein Kampf Ramp«*. Emily Overend Lorimer and Hitler Translations in Britain, in: GH 26, 2008, S. 504–519.

## III. DIE ROLLE KULTURPOLITISCHER »LEUCHTTÜRME« IM NS-REGIME

Derweil spielte die Frage der Medienrezeption unter umgekehrten Vorzeichen auch bei der Auseinandersetzung um die Rolle von Kunst und Kultur im Nationalsozialismus eine nicht unerhebliche Rolle, denn nicht wenige Künstler und Kulturinstitutionen haben sich nach dem Ende der NS-Herrschaft auf die argumentative Verteidigungslinie zurückgezogen, ihre Arbeit habe allein im Dienste der Kultur gestanden. Die zumindest diskussionswürdige Lesart, wonach die schönen Künste ein veritables Feigenblatt eines unmenschlichen Regimes gewesen seien, wurde zumeist brüsk zurückgewiesen. Damit einher ging oftmals die pauschale Einschätzung, die Machtübernahme der NSDAP habe der künstlerischen Mediokrität in Form von politischer Konjunkturkunst zum Durchbruch verholfen, so dass es nachgerade ein Akt kulturellen Widerstandes gewesen sei, durch eine Weiterarbeit im Dritten Reich die Kulturation Deutschland vor einem Abgleiten in die ideologische Uniformität künstlerischer Arbeit bewahrt zu haben. Dieser Einschätzung leistet auch eine Arbeit Vorschub, die sich mit der Geschichte der Berliner Philharmoniker zwischen 1933 und 1945 beschäftigt.<sup>75</sup> Wie der Autor schon im Vorwort erläutert, lautet der Untertitel der Studie nicht von ungefähr: »Die Berliner Philharmoniker und der Nationalsozialismus«, »diese Beziehung wird als Begegnung zweier autonomer (sic!) Kräfte aufgefasst, daher die Konjunktion ›und‹ im Titel, nicht ›während‹ oder ›unter‹ oder etwas dergleichen.«<sup>76</sup>

Dass Kunst und Propaganda nahe beieinander liegen, manchmal gar deckungsgleich scheinen, ist wohl spätestens seit Walter Benjamins klassischer Reflexion über die Ästhetisierung der Politik durch Faschismus und Nationalsozialismus eine Feststellung, der gemeinhin Tatsachencharakter zugebilligt wird.<sup>77</sup> Und in der Tat wäre mit Blick auf das Orchester als Kulturinstitution zu fragen, worin seine Autonomie im NS-Staat denn konkret bestanden habe. Wenn der Autor seine Aussage auf die Mitglieder des Orchesters bezogen haben sollte, wäre ihm durchaus noch zuzustimmen gewesen, denn jeder und jede Deutsche hatte zumindest in der Theorie täglich aufs Neue die Möglichkeit, sich systemkonform oder eben nicht zu verhalten. Die Berliner Philharmoniker als Institution dagegen besaßen ein Eigenleben, das in letzter Konsequenz nicht einmal an ihren künstlerischen Übervater Wilhelm Furtwängler schicksalhaft geknüpft war, wie nicht zuletzt die Nachkriegsgeschichte des Orchesters ex post beweisen sollte. In diesem Sinne waren die Berliner Philharmoniker selbstverständlich ein kulturelles Aushängeschild, mithin sogar eine Art künstlerischer Sonderbotschafter des Dritten Reiches. Auf diese Weise wurde das Orchester gerade auch im deutschlandkritischen Ausland auch oftmals betrachtet. Diese über das rein Künstlerische hinausgehende Rolle ging dabei so weit, dass für das Auftreten der Musiker im Ausland eigens besondere Verhaltenskonventionen erwartet wurden: »Sie hatten stets angemessen gekleidet zu sein und sich würdig zu verhalten.«<sup>78</sup> Zudem sollten die Musiker mit ihrem persönlichen Auftreten im Umgang mit ausländischen Konzertbesuchern und insbesondere den dortigen Medien das vorherrschende deutschlandkritische Bild korrigieren helfen.

Von besonderer Beachtung waren vor allem die Auftritte des Orchesters in der deutschen Irredenta. Derartigen Reisen wurden gleichsam automatisch und selbstverständlich

75 *Misha Aster*, »Das Reichsorchester«. Die Berliner Philharmoniker und der Nationalsozialismus, Siedler Verlag, München 2007, 400 S., geb., 21,95 €

76 Ebd., S. 28.

77 *Walter Benjamin*, Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit, in: *ders.*, Illuminationen. Ausgewählte Schriften 1, hrsg. v. *Siegfried Unseld*, Frankfurt am Main 1977, S. 136–169, hier: S. 168.

78 *Aster*, Reichsorchester, S. 309 und 315.

politische Implikationen zugeschrieben.<sup>79</sup> Ganz ähnlich verhielt es sich etwa mit einer anderen, für weite Teile der deutschen Bevölkerung nicht minder bedeutsamen Kulturinstitution, dem Fußball. Auch hier wurden Gastspiele deutscher Vereine im Saarland beziehungsweise Auftritte von Vereinen aus den besetzten Gebieten im Reich zu Feierstunden der ›Volksgemeinschaft‹ hochstilisiert – mit den entsprechenden Konsequenzen für die Reputation der Veranstalter, wenn ein solches Spiel schließlich vor überwiegend leeren Rängen stattfand.<sup>80</sup>

Diese Beispiele zeigen, dass der einzelne Künstler, hatte er sich einmal für ein Engagement im Orchester entschieden, innerhalb desselben nicht in der Lage war, sich von seiner gezielten politischen Aufladung der Arbeit frei zu machen. Dazu trugen auch Sonderveranstaltungen der Berliner Philharmoniker anlässlich von Reichsparteitagen oder »Führer-Geburtstagen« bei. Angesichts dessen wirkt der Versuch einer Differenzierung zwischen »normalem« Konzertprogramm und solcherart politischen Pflichtveranstaltungen wie der krampfhafteste Versuch, die vielbeschworene Autonomie des Orchesters unter Beweis zu stellen.<sup>81</sup> Was also die Frage der Verantwortlichkeit der Musiker betrifft, so ist das Faktum eines (beruflichen) Engagements für eine missbrauchte, wenn nicht gar willfährige Kulturinstitution im Dienste eines verbrecherischen Regimes unstrittig. Über die Motive mag man derweil noch streiten. War es das Streben nach sozialer und materieller Sicherheit, welche der NS-Staat im Gegensatz zur Weimarer Republik durch erhebliche finanzielle Unterstützungen des kulturellen Aushängeschildes zu garantieren bereit war? War es der naive Glaube, unter den erheblich veränderten Rahmenbedingungen letztlich doch so weiterarbeiten zu können wie bisher? Oder waren es (auch) ideologische Überzeugung und die daraus resultierende Bereitschaft zur Mitarbeit im nationalsozialistischen Staat? Zu welchen Einschätzungen man insbesondere bei der Person Wilhelm Furtwänglers dabei am Ende kommen mag, es ist unstrittig, dass die Berliner Philharmoniker als Institution und damit auch die bei ihnen engagierten Künstler einen erheblichen Anteil an der kulturellen Verbrämung des NS-Regimes hatten.

Diese Einschätzung galt *mutatis mutandis* auch für die nationalsozialisierten Salzburger Festspiele nach 1938. Ihrer Geschichte widmet sich ein Buch des österreichischen Journalisten Andreas Novak, das auf eine Sendereihe des ORF zurückgeht.<sup>82</sup> Novak betont in seiner Darstellung vor allem die Bedeutung, welche den Salzburger Festspielen von NS-Politikern als kulturelles Aushängeschild zugemessen wurde: »Die NS-Propagandisten wussten, abseits aller Polemiken gegen Salzburg, dass ihnen mit dem Anschluss ein Festival in die Hände fiel, dessen internationales Prestige geeignet war, um das deutsche Ansehen in der Welt zu heben.«<sup>83</sup>

So richtig diese Einschätzung *grosso modo* ist, so wenig Erhellendes vermag die Arbeit insgesamt zutage zu fördern. Denn anstatt das Beispiel der Salzburger Festspiele zum Anlass zu nehmen, die gängigen, stereotypen Erklärungsmuster betreffend Rolle und Funktion von Kunst und Kultur im NS-System kritisch zu hinterfragen, verfährt Novak vielmehr umgekehrt. Er nimmt eben jene argumentativen Versatzstücke aus der älteren Forschung auf und bemüht sich hernach nach Kräften, die Geschichte der Festspiele über

79 Ebd., S. 279. Anknüpfend an das bekannte Thomas-Theorem (»If men define situations as real, they are real in their consequences.« Vgl. *William I. Thomas/Dorothy S. Thomas, The Child in America*, New York 1928, S. 572.) ließe sich argumentieren, dass die Fremdwahrnehmung der Auftritte des Orchesters insofern Tatsachencharakter gewann, als die weiteren Reaktionen ausländischer Beobachter ihrerseits keine andere Lesart zuließen.

80 *Rudolf Oswald*, »Fußball-Volksgemeinschaft«. *Ideologie, Politik und Fanatismus im deutschen Fußball 1919–1964*, Frankfurt am Main/New York 2008, S. 139 u. ö.

81 *Aster*, Reichsorchester, S. 205.

82 *Andreas Novak*, »Salzburg hört Hitler atmen«. *Die Salzburger Festspiele 1933–1944*, DVA, München 2005, 416 S., geb., 29,90 €

83 Ebd., S. 118.



diesen Leisten zu schlagen. So nutzt der Autor etwa einen biografischen Kommentar zu Rainer Schlösser, dem Leiter der Theaterabteilung im Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda, und Heinz Drewes, dem Leiter der dortigen Musikabteilung, um die These von der prinzipiellen Mittelmäßigkeit aller NS-konformen Kultur zu belegen.<sup>84</sup> An anderer Stelle betont er zudem, der Nationalsozialismus sei nichts weiter als eine »braune Revolution der Mittelmäßigen, der Minderleister und Adoranten.«<sup>85</sup> So richtig aus heutiger Perspektive gerade auch eine moralische Verurteilung einschlägiger Bühnenwerke aus der Feder nationalsozialistischer Konjunkturkünstler gewiss ist – man denke etwa an Eberhard Wolfgang Möllers »Frankenberger Würfelspiel« oder sein Stück »Und Rothschild siegt bei Waterloo«<sup>86</sup>, so wenig zielführend ist es, einer letztlich undifferenzierten Perspektive auf das Kulturleben der NS-Zeit das Wort zu reden. Denn eine Gleichsetzung von Nationalsozialismus und künstlerischer Mittelmäßigkeit impliziert in dieser Zuspitzung im Umkehrschluss, hochkulturelles Schaffen bürge für eine ideologische Immunität gegenüber den Versuchungen des Nationalsozialismus. So hält der Autor über Richard Strauß' Verhältnis zum NS-Staat fest: »Am Nationalsozialismus schien Strauß weniger die Abschaffung von Demokratie, Parlamentarismus und Parteien zu stören als der Mangel an elitärem Bewusstsein der NS-Größen.«<sup>87</sup> Eine solche Sicht der Dinge kommt jedoch einer allzu unkritischen Adaption der generationell gefärbten Meistererzählung vieler Angehöriger nationalsozialistischer Funktionsebenen gerade aus dem Bereich von Medien und Kultur entgegen, die gemeinhin auf den Begriff der »inneren Emigration« gebracht wird. Kaum überraschend schlägt sich dies auch in Novaks Bewertungen einer Reihe exponierter Künstler nieder. In dem Regisseur Heinz Hilpert erkennt Novak etwa einen »stille[n] Saboteur der braunen Inhumanität.«<sup>88</sup> Zwar wirft der Autor in diesem Zusammenhang auch die Überlegung auf, dass Hilperfs Eintreten für einige politisch Verfolgte eine bewusste Kompensation seiner schuldhaften Verstrickung in die von ihm auch als solche erkannte künstlerische Legitimationsarbeit gewesen sei. Doch zumeist fehlt es an solchen Relativierungen. So erfährt man über Wilhelm Furtwängler lediglich, dass er sich im Rahmen seiner Möglichkeiten dem Regime verweigert habe, und sein Kollege Karl Böhm habe durch die Übernahme der Wiener Philharmoniker 1943 seine austro-patriotische Ader wiedererweckt, was mit einer Distanzierung vom Nationalsozialismus einhergegangen sei.<sup>89</sup> Solcherart subkutane Widerständigkeit fand nach der Auffassung Novaks in zahlreichen Inszenierungen Ausdruck, wenn man zwischen den Zeilen zu lesen verstand, wie er am Beispiel einer Mozart-Inszenierung Walter Felsensteins aus dem Jahre 1942 zu belegen sucht. Dieser habe eine Aufführung von kalter »preußischer Zackigkeit« auf die Bühne gebracht, worin Novak »eine Anspielung auf die menschliche Bevormundung durch autoritäre Staatsstrukturen« ausmachen zu können glaubte.<sup>90</sup> Das Publikum von 1942, das nach Novaks eigenem Bekunden seit 1941 ohnehin zu einem Großteil aus Soldaten auf Heimaturlaub und Lazarettpatienten bestand, konnte angesichts einer in erheblichem Maße an militärischen Werten und Normen orientierten gesellschaftlichen Umwelt ohne große Mühe auch eine völlig konträre Lesart der Inszenierung entwickeln. Die Möglichkeit einer alternativen Lesart der Inszenierung wird von Novak jedoch überhaupt nicht in Erwägung gezogen.

84 Ebd., S. 120.

85 Ebd., S. 104.

86 Jay W. Baird, *Hitler's Muse. The Political Aesthetics of the Poet and Playwright Eberhard Wolfgang Möller*, in: *German Studies Review (GSR)* 17, 1994, S. 269–286.

87 Novak, Salzburg, S. 252. Gemeint ist hier offenbar ein Mangel an traditionellem, kulturell gesättigtem Elitismus der politischen Entscheider.

88 Ebd., S. 128 und 131.

89 Ebd., S. 237 und 242.

90 Ebd., S. 298.

Insgesamt bleibt Novaks Portrait der Salzburger Festspiele eine vielfach anekdotisch aufgeladene Darstellung, die insgesamt eher als Kompendium der namhaftesten Künstlerinnen und Künstler der Festspielprogramme 1938 bis 1944 dienen kann, denn dass sie einen eigenständigen Beitrag zur Rolle der Kultur im Dritten Reich zu leisten vermag. Dies liegt auch daran, dass die Arbeit insgesamt zu stark der Vorstellung von der dirigistischen Allmacht der nationalsozialistischen Machthaber verhaftet bleibt. Als weit ertragsreicher erweist sich hier eine knappe Skizze über die politische Indiennahme der Bayreuther Festspiele in den Anfangsjahren des Regimes.<sup>91</sup> Sie macht deutlich, dass die Art und Weise der politischen Einflussnahme auf den Kulturbetrieb entgegen verbreiteter Vorstellungen von der Omnipotenz des NS-Regimes vom Moment der Machtübernahme an keineswegs nach dem Prinzip von Befehl und Gehorsam funktionierte. Selbst der bekanntermaßen NS-affine »grüne Hügel« und namentlich Winifred Wagner waren nachdrücklich darauf bedacht, die künstlerische Eigenständigkeit der Wagner-Festspiele zu wahren oder sie zumindest so teuer wie möglich zu verkaufen. Auf der anderen Seite gaben die neuen Machthaber zu verstehen, dass ein finanzielles Engagement bei den Festspielen in Form des Aufkaufs nicht im freien Verkauf veräußerbarer Kartenkontingente an politisches Wohlverhalten – etwa den Verzicht auf Engagements jüdischer Künstler – gekoppelt war.<sup>92</sup>

Diese Kartenkontingente wurden kostenlos zunächst an staatliche und parteiamtliche Würdenträger sowie an ausgewählte »Volksgenossen« vergeben. Legitimiert wurde diese Maßnahme gar mit einem Verweis auf Richard Wagners Testament, wonach es schon das Ansinnen des Meisters selbst gewesen sei, »die Festspiele den Würdigsten des Volkes unentgeltlich zugänglich zu machen.«<sup>93</sup> Zugleich diente diese Praxis nun auch dazu, die regierungsamtliche Doktrin von der ›Volksgemeinschaft‹, die sich im Dritten Reich verwirklicht habe, zu untermauern. Dazu konnten die Freikarteneinhaber gratis mit der Reichsbahn nach Bayreuth reisen, und die Stadt Bayreuth war verpflichtet worden, für kostenfreie Unterkünfte zu sorgen. Jene Gäste wurden gewissermaßen stilecht in Massenunterkünften in »Erziehungsanstalten« oder gar »sauberen Strohlagern« untergebracht und täglich mit Erbseneintopf verpflegt.<sup>94</sup> Dieses Prinzip wiederholte sich ab 1938 schließlich auch in Salzburg. Doch während Novak sich darauf beschränkt, die soziale Veränderung des Publikums insbesondere während des Krieges zu erwähnen, und etwa in der gemeinsamen Eintopfspeisung von Soldaten und Schauspielern eine Manifestation ›volksgemeinschaftlicher‹ Geselligkeit erblickt<sup>95</sup>, relativiert Stunz diesen Eindruck anhand des Bayreuther Beispiels, indem er darauf hinweist, dass zum einen die Vergabe der Freikartenkontingente bei einer Betrachtung der sozialen Schichtung ihrer Empfänger durchaus nicht dem ›volksgemeinschaftlichen‹ Durchschnitt zugute kamen, und zum anderen die mit Freikarten bedachten Gäste durch ihr Auftreten – Anreise im privaten PKW oder gar per Flugzeug – der Idee der ›Volksgemeinschaft‹ nicht selten selber Hohn sprachen.<sup>96</sup>

#### IV. DAS KOMPLEXE FELD DER REGIONAL- UND ALLTAGSKULTUR

Doch auch jenseits der kulturellen Leuchttürme Bayreuth und Salzburg stand die traditionelle Hochkultur unter dem Einfluss der politischen Machthaber. Hier allerdings war das

91 Holger R. Stunz, Hitler und die »Gleichschaltung« der Bayreuther Festspiele. Ausnahmezustand, Umdeutung und sozialer Wandel einer Kulturinstitution 1933–1934, in: VfZ 55, 2007, S. 237–268.

92 Ebd., S. 251.

93 Ebd., S. 249.

94 Ebd., S. 257f.

95 Novak, Salzburg, S. 274f. und 289.

96 Stunz, Gleichschaltung, S. 258.

Spannungsfeld, in dem sich Kultur und Kulturpolitik vollzogen, beinahe noch komplexer als auf Reichsebene selber, denn neben den nachgeordneten Dienststellen der keineswegs einheitlich agierenden kulturpolitischen Akteure aus Staat und Partei wirkten gerade auf lokaler und regionaler Ebene noch Einflüsse der vorherrschenden sozial-moralischen Milieus in die politische Entscheidungsfindung mit hinein, wie Christoph Schmidt mit Bezug auf M. Rainer Lepsius festgestellt hat.<sup>97</sup> In welchem Umfang etwa ein Gauleiter kulturpolitische Impulse innerhalb seines Hoheitsbereiches zu geben vermochte, hing demnach nicht nur davon ab, über welche staatlichen und parteiamtlichen Kompetenzen er im Einzelfall verfügen konnte, sondern auch davon, wie stark die NS-Bewegung jeweils regional verankert war, ob zwischen den örtlichen kulturpolitischen Akteuren, der NS-Bewegung und der Bevölkerung eine hinreichend große Schnittmenge hinsichtlich des Kunst- und Kulturgeschmacks bestand und inwieweit sich die nationalsozialistischen Kulturpolitiker bereit fanden, Konzessionen an regionale oder lokale Kulturtraditionen zu machen. So zeigte sich im Rahmen von Schmidts Untersuchung, dass das bürgerlich-protestantisch geprägte Detmold hinsichtlich der kulturellen Leitvorstellungen seiner Einwohnerschaft sich am ehesten als NS-affin erwies, was sich etwa in der »germanentümelnde[n] Umgestaltung des Ausstellungskonzepts des Landesmuseums« oder der Einrichtung einer »Pflegestelle Ahnenerbe« äußerte.<sup>98</sup>

Demgegenüber zeigte sich das weit überwiegend katholische Stadtbürgertum Münsters in weit geringerem Maß bereit, seine traditionellen kulturellen Standards zugunsten einer nationalsozialistischen Brauchtums- und Kulturpflege aufzugeben. Insofern spielte in Münster bei der Rückbesinnung der nationalsozialistischen Kulturpolitik auf Klassiker der bürgerlichen Kulturkanons auch eine wesentliche Rolle, die dem traditionellen *juste milieu* weniger nahe stehenden NS-Funktionäre im Wortsinne salonfähig zu machen.<sup>99</sup> Und aus der überwiegend von (Berg-)Arbeiterschaft dominierten soziodemografischen Struktur der Stadt Gelsenkirchen heraus wird verständlich, warum dort von Beginn an die Erfahrbarmachung der ›Volksgemeinschaft‹ in der und durch die Kultur im Mittelpunkt der Bemühungen stand. Bemerkenswert ist dabei, dass sich anhand des Gelsenkirchener Beispiels anschaulich zeigen lässt, dass schließlich vermeintlich nicht im Zusammenhang stehende Faktoren über Erfolg und Misserfolg kulturpolitischer Initiativen mitentschieden. Weil nämlich die örtliche Bevölkerung des im Rahmen der kommunalen Gebietsreform<sup>100</sup> 1928 zu Gelsenkirchen eingemeindeten Stadtteils Buer sich aus lokalpatriotischen Motiven heraus abstinenter verhielt, stieß die nationalsozialistische Kulturpolitik hier an eine unüberwindliche Grenze.<sup>101</sup>

Damit bestätigen sich durch die Ergebnisse der Untersuchung der »Nationalsozialistischen Kulturpolitik im Gau Westfalen-Nord« Befunde früherer Forschungen. »Nationalsozialistische Kulturpolitik« meinte in vielen Fällen die ideologische Überwölbung bereits bestehender kulturelle Traditionen – auch der Freizeit- und Alltagskultur –<sup>102</sup>, wobei Ausmaß und Umfang der ideologischen »Nationalsozialisierung« dieser (Alltags-)Kultur von der soziostrukturellen Beschaffenheit der jeweiligen Bevölkerung abhängig waren.

97 Christoph Schmidt, Nationalsozialistische Kulturpolitik im Gau Westfalen-Nord. Regionale Strukturen und lokale Milieus (1933–1945) (Forschungen zur Regionalgeschichte, Bd. 54), Ferdinand Schoeningh Verlag, Paderborn/München etc. 2006, XIV und 511 S., geb., 54,00 € S. 6.

98 Ebd., S. 466.

99 Ebd., S. 465.

100 Zum Kontext Hein Hoebink, Mehr Raum – mehr Macht. Preußische Kommunalpolitik und Raumplanung im rheinisch-westfälischen Industriegebiet 1900–1933, Essen 1989.

101 Schmidt, Kulturpolitik, S. 89 ff.

102 Vgl. Adelheid von Saldern, Cultural Conflicts, Popular Mass Culture, and the Question of Nazi Success. The Eilenriede Motorcycle Races, 1924–39, in: GSR 15, 1995, S. 317–338.

Kurz: Der Erfolg nationalsozialistischer Kulturpolitik war in hohem Maße durch die prinzipielle NS-Affinität ihrer Zielgruppe bedingt. Wie schon das Beispiel der Bayreuther Festspiele gezeigt hatte, wird auch mit Blick auf die lokale und regionale Kulturpolitik deutlich, dass die politische Indienstnahme der Kultur durch den NS-Staat keineswegs uniform und schematisch erfolgte, sondern vielmehr einem Aushandlungsprozess unterlag, der nicht zuletzt von den Rahmenbedingungen abhängig war, unter denen die beteiligten Akteure zu handeln hatten. Dem Befund, dass Kunst und Kultur ideologisch überformt und politisch instrumentalisiert wurden, wie etwa schon Hildegard Brenner keine 20 Jahre nach Ende der NS-Herrschaft feststellte<sup>103</sup>, läuft dies nicht zuwider, akzentuiert ihn aber in erheblicher Weise. Statt gewissermaßen von einer politisch motivierten Vergewaltigung deutscher Kunst und Kultur durch den Nationalsozialismus auszugehen, ließe sich nach aktueller Forschungslage eher der Vorwurf der Indienstellung an die Adresse von Künstlern und Kulturschaffenden richten: Politisches Wohlverhalten honorierte der NS-Staat nicht zuletzt mit einer erheblichen materiellen Besserstellung der künstlerischen Berufe im Allgemeinen und exponierter Künstler im Besonderen, wozu die Weimarer Republik sich aus Künstlersicht als unwillig erwiesen hatte.<sup>104</sup>

Zu Kriegszeiten konnte eine solche Besserstellung schon dadurch erfüllt sein, dass eine Tätigkeit für das oder im Auftrag des Regimes eine der begehrten UK-Stellungen einbrachte, die zumindest zeitlich befristet vor dem Kriegsdienst schützten. In den Genuss solcher Privilegien kamen beispielsweise auch jene Fotografen, die seit 1943 auf Geheiß des »Führers« bombenkriegsbedrohte Kulturgüter, vor allem historische Gebäude mit Decken- und Wandmalereien auf Farbfilm bannen sollten, um deren spätere Rekonstruktion im Falle einer Beschädigung oder Zerstörung zu ermöglichen.<sup>105</sup> Die hinter dieser Kampagne stehende propagandistische Intention war eine dreifache: Erstens dokumentierte das Regime gerade unter den Bedingungen der sich merklich verschlechternden Luftkriegslage Handlungsfähigkeit, zweitens verstanden gerade auch die beteiligten Firmen der Fotoindustrie den Auftrag als Chance, die technische Leistungsfähigkeit der deutschen Farbfototechnik herauszustellen, und drittens waren die Bilder des bedrohten oder bereits teilweise zerstörten Kulturguts ein gewichtiges moralisches Argument bei den Bemühungen des NS-Regimes, die Barbarei des alliierten Luftkrieges zu geißeln.<sup>106</sup> Gleiches gilt in besonderer Weise auch für die im Auftrag Albert Speers entstandenen Luftbildaufnahmen deutscher Städte.<sup>107</sup> In beiden Fällen lässt sich zumindest argumentieren, dass die Aufmerksamkeit, welche die Kunst- und Kulturgüter seitens des NS-Regimes erfahren haben, nicht (allein) um der Kunst selbst willen geschah, sondern weil mehr noch als die kriegsbedingte Zerstörung der Kunstwerke ihre Errettung sich trefflich ins Bild der regierungsamtlichen Kommunikationsstrategie einfügte.

Eine solcherart funktionale Betrachtungsweise von Kultur war eingedenk der obigen Reflexionen über die prinzipielle Gleichförmigkeit staatlicher Öffentlichkeitsarbeit ge-

103 Hildegard Brenner, *Die Kunstpolitik des Nationalsozialismus*, Reinbek 1963.

104 Diesen Problemzusammenhang, erweitert um den Aspekt der sozialen Eliminierung der im Kulturleben beschäftigten Deutschen jüdischen Glaubens, beschreibt präzise Alan E. Steinweis, *Cultural Eugenics. Social Policy, Economic Reform, and the Purge of Jews from German Cultural Life*, in: Glenn R. Cuomo (Hrsg.), *National Socialist Cultural Policy*, New York 1995, S. 23–38.

105 Christian Fuhrmeister/Stephan Kligen/Iris Lauterbach u. a. (Hrsg.), »Führerauftrag Monumentalmalerei«. Eine Fotokampagne 1943–1945, Böhlau Verlag, Köln/Weimar etc. 2006, XIV und 216 S., brosch., 24,90 €

106 Frank Pütz, »Führerauftrag« und »Göttergeschenk«. Zur Entstehungsgeschichte der Farbdias deutscher Wand- und Deckenmalereien, in: Fuhrmeister/Kligen/Lauterbach u. a., Führerauftrag, S. 19–26, hier: S. 21.

107 Christian Bracht, Das Marburger Luftbildarchiv deutscher Innenstädte, in: Fuhrmeister/Kligen/Lauterbach u. a., Führerauftrag, S. 163–172, hier: S. 168.

wiss kein singuläres Phänomen nationalsozialistischer Kulturpolitik. Doch weil sich das NS-Regime in seinen programmatischen Einlassungen zu Kunst und Kultur weit rigoroser gebärdete, als es de facto verfuhr, sticht dieser Aspekt für den NS-Staat schlichtweg deutlicher hervor. Insofern, als das Regime bei der Durchsetzung einer nationalsozialistischen Kulturpolitik stets auch mit Blick auf die Stabilität des Herrschaftssystems Rücksicht auf bestehende kulturelle Prägungen und Präferenzen der Bevölkerung nehmen musste, lassen sich etwa die vermeintlich rein machttaktisch motivierten Konflikte zwischen einem ideologischen Puristen wie Alfred Rosenberg einerseits und einem realpolitischen Pragmatiker wie Joseph Goebbels andererseits durchaus sachlogisch erklären und nachvollziehen.<sup>108</sup> Entgegen der ideologisch motivierten Ablehnung von Moderne und Massenkultur durch den Nationalsozialismus wenigstens bis 1933 bedeutete die Notwendigkeit der Achtung gewachsener kultureller Traditionen auch eine weitgehend bruchlose Fortsetzung der Entwicklungslinien einer sich ausbreitenden Massenfreizeitkultur in Deutschland, wie sie schon von Hans Dieter Schäfer vor nunmehr einem Vierteljahrhundert festgestellt worden war.<sup>109</sup> Zuletzt hatte Peter Gay mit Blick auf den Nationalsozialismus von einer antimodernen Moderne gesprochen und Sigmund Freud bemüht, der noch kurz vor seinem Tod 1938 sein Erstaunen bekundet hatte, »dass der Fortschritt ein Bündnis mit der Barbarei geschlossen hat.«<sup>110</sup> Paul Betts etwa hat diese nur scheinbar widersprüchlichen Kontinuitäten am Beispiel der Geschichte des deutschen Industriedesigns zwischen Erstem Weltkrieg und westdeutschem Wirtschaftswunder nachgespürt.<sup>111</sup> Auch hier zeigte sich, dass die vermeintlich ideologisch verbrämten alltagskulturellen Gegenstände der Bauhaus-Zeit anders gewendet im Kontext etwa der Arbeit des Amtes »Schönheit der Arbeit« der Deutschen Arbeitsfront (DAF) auch in den 1930er Jahren hohe Wertschätzung erfuhren, ehe mit dem Wirtschaftswunder endlich all jene Konsumversprechen eingelöst wurden, die schon die ›Volksgemeinschaft‹ bis 1939 verheißen hatte.<sup>112</sup>

Weitere Beispiele für derartige Kontinuitäten waren der Bereich des Rundfunks sowie der Zeitschriftenmarkt. War an anderer Stelle schon die marktfunktionale Bedeutung des *Stürmer* als einer nationalsozialistischen Boulevardzeitung herausgestellt worden, wäre als konzeptionelles Kontrastprogramm hier insbesondere die für den Auslandsmarkt konzipierte Illustrierte *Signal* zu erwähnen. Diese lehnte sich in ihrer Machart bewusst eng an das amerikanische Vorbild des *Life*-Magazins an<sup>113</sup>, das heißt, man orientierte sich an einem auf dem internationalen Markt als akzeptiert angesehenen Zeitschriften-Konzept eines Vorbildprodukts, das gemeinhin als Schaufenster jenes Landes galt, dem man in offiziellen Verlautbarungen gern seine materialistische Gesinnung, seine Dekadenz, kurz: seine ethisch-moralische Unterlegenheit vorhielt.<sup>114</sup> Auch hier zeigten sich phänomenologische Ähnlichkeiten in der massenmedialen Entwicklung zweier Gesellschaften im

108 Ernst Piper, Alfred Rosenberg. Hitlers Chefideologe, München 2005.

109 Hans Dieter Schäfer, Das gespaltene Bewußtsein. Über deutsche Kultur und Lebenswirklichkeit 1933–1945, Frankfurt am Main 1984. Für den Sommer 2009 ist eine überarbeitete und erweiterte Neuausgabe der Arbeit im Wallstein Verlag (Göttingen) angekündigt.

110 Peter Gay, Die Moderne. Eine Geschichte des Aufbruchs, Frankfurt am Main 2008, S. 454; dort auch das Freud-Zitat. Diese Lesart verfolgt letztlich auch Jeffrey Herf, Reactionary Modernism. Technology, Culture, and Politics in Weimar and the Third Reich, Cambridge, MA 2003.

111 Paul Betts, Ästhetik und Öffentlichkeit. Westdeutschland in den fünfziger Jahren, in: *Weisbrod*, Politik, S. 231–260.

112 Ebd., S. 250 und 255 f.

113 Rainer Rutz, *Signal*. Eine deutsche Auslandsillustrierte als Propagandainstrument im Zweiten Weltkrieg, Klartext Verlag, Essen 2007, 446 S., brosch., 34,00 € S. 117.

114 Einen Überblick gibt Dan Diner, Feindbild Amerika. Über die Beständigkeit eines Ressentiments, Berlin 2003, S. 90–114.

»Wettlauf um die Moderne«, wie sie auch im Bereich von Film, Rundfunk oder Freizeitverhalten feststellbar waren<sup>115</sup>, und die sich wiederum nur durch die jeweilige Einpassung in ein den diametral entgegengesetzten Werten und Normen verpflichtetes Gesellschaftssystem voneinander unterscheiden.

Diese scheinbare Diskrepanz von Alltagskultur und politisch-ideologischem Überbau ist von Hans Dieter Schäfer auf den inzwischen zu einem geflügelten Wort geronnenen Begriff des »gespaltenen Bewusstseins« gebracht worden.<sup>116</sup> Mit diesem Phänomen hat sich wiederum am Beispiel von *Signal* auf künstlerische Weise Christian Boltanski auseinandergesetzt.<sup>117</sup> Er hat originale Ausgaben von *Signal* im Wortsinne entbunden, das heißt, er hat die Heftbindung aufgelöst und damit das Heft in seine einzelnen, thematisch eigentlich unzusammenhängenden, jedoch materiell untrennbar verbundenen Druckbögen aufgelöst. Boltanskis Interesse galt dabei jenen Druckbögen, auf denen jeweils zwei zusammenhängende und aus ihrem eigentlichen textlichen Zusammenhang gerissene Fotografien zu finden waren.<sup>118</sup> Auf diese Weise fand sich nun beispielsweise das Foto einer blütenbestäubenden Hummel neben einem Portrait des gerade verstorbenen Generalfeldmarschalls Walter von Reichenau nebst Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes und Monokel, ein Bauer mit oxsenbespanntem Pflug geriet neben eine Staffel Ju-87 »Stukas« im Formationsflug am stahlblauen Himmel oder ein fernöstliches Tanzballett kontrastierte eine Luftbildaufnahme von Bombeneinschlägen nach einem deutschen Luftangriff, fotografiert von einem Kriegsberichtersteller aus einem der angreifenden Flugzeuge.<sup>119</sup> Gewiss kontrastieren nicht alle auf den insgesamt 20 Druckbögen nebeneinander gestellten Bilder einander derart signifikant, doch die Gleichzeitigkeit des Unvereinbaren, von Krieg und Tod und Unberührtheit und Idylle vermögen alle recht sinnfällig zu vermitteln. Und indem Boltanski die Aufhebung der vorgesehenen Seitenfolge vornimmt, die Zeitschrift gleichsam in ihre elementaren inhaltlichen Bestandteile zerlegt, führt er dem Betrachter durch die rein materielle Verbindung von Revuetheater und Bombenkrieg auf einem Druckbogen vor Augen, dass die Vorstellung von der Existenz eines »gespaltenen Bewusstseins« der deutschen Gesellschaft irrig ist. Vielmehr spiegelt dieser Erklärungsansatz eher die Ungläubigkeit und Hilflosigkeit der Nachgeborenen, Auschwitz und Almidylle, Revuetheater und Rassenkrieg als den Zeitgenossen selbstverständliche Komponenten ihrer damaligen Lebens- und Alltagswelt zu begreifen – und zu akzeptieren. Insofern sieht man – für den heutigen Betrachter durchaus provozierend – auf den Druckbögen zusammen, was im Erfahrungsraum der Zeitgenossen durchaus auch zusammengehörte.

Aber entgegen der Annahme der von Bernhard Jussen zu diesem Band verfassten Einleitung, wonach »subtile Hermeneutik [...] nicht vonnöten [sei], um diese vergleichsweise leichte Zugänglichkeit [der Kunst Christian Boltanskis, D. M.] zu deuten«<sup>120</sup>, scheint es vielmehr durchaus wichtig, eine solche Interpretation wiederum selbst zu reflektieren. Denn wie Jussen selbst mit Blick auf die für heutige Betrachter zumindest befremdlich wirkende Ästhetik von opulent in *Signal* zur Schau gestellter deutscher Waffentechnik

115 Siehe Edward Dimendberg/Anton Kaes, Unterhaltung. Populärkultur und Film, in: *Christof Mauch/Kiran Klaus Patel* (Hrsg.), *Wettlauf um die Moderne. Die USA und Deutschland 1890 bis heute*, München 2008, S. 331–361.

116 Schäfer, *Bewusstsein*.

117 Bernhard Jussen (Hrsg.), *Signal. Christian Boltanski* (Von der künstlerischen Produktion der Geschichte, Bd. 5), Wallstein Verlag, Göttingen 2004, 144 S., geb., 29,00 €

118 Zur Methode vgl. Bernhard Jussen, *Signal. Zur Einleitung*, in: *ders.*, *Signal*, S. 49–58, hier: S. 57.

119 Die Abbildungen finden sich im Bildteil von *Jussen, Signal*. Es handelt sich um die Doppelseiten 1, 5 und 20.

120 *Jussen, Einleitung*, S. 50.

bemerkt, wurden derartige Bilder von den Augen der zeitgenössischen Leserschaft eher als Ausdruck einer sich vornehmlich in technischer Perfektion ausdrückenden Moderne verstanden.<sup>121</sup> Doch ebenso, wie die Zeitgenossen einen zeit- und standortgebundenen Zugang zu den Fotografien von *Signal* besaßen, so ist auch die obige Interpretation der Installation Boltanskis nicht minder standortgebunden. Zu dieser Standortgebundenheit gehört etwa die für die Interpretation elementare Tatsache der Kenntnis der Theorie des »gespaltenen Bewusstseins«; ohne sie würde Boltanskis Auseinandersetzung mit *Signal* womöglich auch keine Aufnahme in den Kreis der hier reflektierten Literatur gefunden haben. Kurz: Auch hier macht sich der Rezensent – lies: Rezipient – sein eigenes Bild beziehungsweise seinen eigenen (Sub-)Text.<sup>122</sup>

Was Christian Boltanski künstlerisch zum Ausdruck bringt, vollzieht Rainer Rutz in seiner monografischen Untersuchung von *Signal* geschichtswissenschaftlich nach. Die Zeitschrift war gemäß ihrer Konzeption als reine *Auslandsillustrierte* der Versuch, auf die vermeintliche kommunikativ-propagandistische Unterlegenheit Deutschlands im neutralen Ausland während des Ersten Weltkrieges zu reagieren; sie konkurrierte dabei folgerichtig – wie erwähnt – mit dem amerikanischen *Life* und dem französischen *Paris Match*.<sup>123</sup> Nach dem erstmaligen Erscheinen Mitte April 1940 war das Konzept der Zeitung hinsichtlich des vorgesehenen Verbreitungsgebietes jedoch von der Aktualität überholt worden: War die Zeitschrift zunächst in einer englischen, französischen und italienischen Ausgabe erschienen, folgten nach der deutschen Besetzung zunächst Dänemarks und Norwegens sowie später Belgiens und der Niederlande im Verlauf des Sommers 1940 weitere Ausgaben in dänischer, norwegischer und niederländischer Sprache.<sup>124</sup>

Der Absatz von *Signal* verlief dabei synchron mit der Entwicklung der Nachfrage nach Nachrichten und Informationen, welche wiederum in erheblichem Maße durch den Kriegsverlauf beeinflusst war. Birthe Kundrus hat in diesem Zusammenhang den Begriff des »Nachrichtenhungers« benutzt, um die Korrelation von Medienkonsum und tagespolitischer Entwicklung – Kriegsverlauf – nachzuzeichnen.<sup>125</sup> Nach anfänglich erheblicher Zunahme der Auflage flachte die Kurve für *Signal* zwischenzeitlich bis zum Juni 1941 deutlich ab, um schließlich mit dem deutschen Überfall auf die UdSSR wieder zuzunehmen.<sup>126</sup>

Ebenfalls geknüpft an die Fieberkurve der militärischen Entwicklung war auch die thematische Schwerpunktsetzung in der Zeitschrift. Während in der Zeit der deutschen militärischen Erfolge – gleichsam eine Art ideologischer Magnettheorie verfolgend – vor allem der »schöne Schein« der deutschen »Volksgemeinschaft« präsentiert wurde<sup>127</sup>, setzte man nach der Kriegswende 1943 verstärkt auf das vermeintliche Argument eines paneuropäischen Abwehrkampfes, den vor allem das Deutsche Reich für den Kontinent und gegen den »Bolschewismus« führe; ein Konzept, das auch für die Propaganda gegenüber der eigenen Bevölkerung galt und gemeinhin auf den Begriff der »Kraft durch Furcht« gebracht wurde.<sup>128</sup>

Abhängig von der militärischen Entwicklung war auch die Höhe der Auflage der Zeitschrift. Diese entwickelte sich proportional zur Größe des deutschen Machtbereiches.

121 Ebd., S. 57.

122 Vgl. Anm. 21.

123 Rutz, *Signal*, S. 44 f.

124 Ebd., S. 73.

125 Birthe Kundrus, *Totale Unterhaltung? Die kulturelle Kriegführung 1939 bis 1945 in Film, Rundfunk und Theater*, in: *Echternkamp*, Reich, Bd. 9/2, S. 93–157, hier: S. 109.

126 Rutz, *Signal*, S. 92.

127 Ebd., S. 324 ff.

128 Unabhängig davon war das Thema »Europa« selbstverständlich auch schon früher Gegenstand der Illustrierten, die sich ja dezidiert an den europäischen Markt richtete. Ebd., S. 211, 280 u. ö.

Streng genommen war sie insofern im Verlauf des Jahres überflüssig geworden, da sie als *Auslandsillustrierte* in Ermangelung eines Absatzmarktes von neutralen und besetzten Ländern faktisch ihren Zweck verloren hatte. Neben dem schrumpfenden deutschen Herrschaftsbereich gab es beinahe ausschließlich nur mehr Feindstaaten. Für Rutz erscheint die Fortführung von *Signal* unter diesen Umständen daher als die Konsequenz von Realitätsblindheit und Selbstbetrug der verantwortlichen Handelnden.<sup>129</sup> Diese Einschätzung scheint jedoch in zu starkem Maße von einer rückschauenden Perspektive bestimmt, welche das Wissen um den Ausgang des Krieges kaum ein Jahr später in die verlegerische Entscheidungssituation des Jahres 1944 hineinprojiziert. Denn die Fortführung der *Signal* kann nur dann als Akt der Realitätsverleugnung betrachtet werden, wenn man die Niederlage des Dritten Reiches schon für 1944 als Faktum setzt. Dagegen ist anzunehmen, dass es gerade die Bemühung war, den endgültigen militärischen Niedergang des Deutschen Reiches zu verhindern beziehungsweise nicht zu beschleunigen, die den Ausschlag zugunsten der Fortführung von *Signal* gab, die Einstellung der Zeitschrift wäre wohl nicht nur gegenüber dem Ausland, sondern auch gegenüber den ausländischen »Hilfstruppen« tatsächlich einem Eingeständnis der Niederlage gleichgekommen. Aus dieser Perspektive betrachtet war die Fortführung von *Signal* bis ins Frühjahr 1945 hinein durchaus konsequent und gerade keine Realitätsverleugnung.

Darüber hinaus war die Fortführung des Projektes *Signal* auch ein Anliegen des herausgebenden »Deutschen Verlages« und der beteiligten Journalisten. Hatte der Verlag auch kaum finanziellen Nutzen aus dem *Signal*-Geschäft zu verzeichnen, so gab es doch andere, gewissermaßen geldwerte Vorteile, welche die Zeitschrift bot. Da sie als kriegswichtig eingestuft wurde, konnte der Verlag beispielsweise Mitarbeiter, auf die er nicht verzichten wollte, denen aber eine Einberufung zum Kriegsdienst drohte, bei der *Signal* parken und so eine uk-Stellung erwirken.<sup>130</sup> Infolgedessen wurde *Signal* im Verlaufe des Krieges zu einer Art Sammelbecken junger, talentierter Zeitschriftenjournalisten. Viele davon sollten nach dem Krieg eine zweite Chance auf dem bundesrepublikanischen Zeitschriftenmarkt bekommen; der Lebensweg des letzten »Hauptschriftleiters« von *Signal*, Giselher Wirsing<sup>131</sup>, der nach dem Krieg zum Chefredakteur von *Christ und Welt* (wieder-)aufstieg, stellte insofern wahrhaftig nur die Spitze eines Eisbergs dar.<sup>132</sup> Eingedenk dieses Befundes überrascht, dass sich Rutz gerade wegen der zahlreichen biografischen Kontinuitäten, die *Signal* und den bundesrepublikanischen Zeitschriftenmarkt verbanden, wundert, dass das Blatt bislang noch nicht Gegenstand einer eingehenden wissenschaftlichen Untersuchung geworden sei.<sup>133</sup> Vielmehr scheint darin gerade umgekehrt womöglich ein Grund bestanden zu haben, dass *Signal* eben nicht in den Blickpunkt des historiografischen Interesses geriet.<sup>134</sup> In diesem Zusammenhang sei nur daran erinnert, dass auch eine vergleichbare, synthetisierende Untersuchung der Wochenzeitung *Das Reich* bislang ein Desiderat der Forschung geblieben ist<sup>135</sup>, wenn auch namhafte, dort beschäf-

129 Ebd., S. 144 f.

130 Ebd., S. 113.

131 Norbert Frei/Johannes Schmitz, *Journalismus im Dritten Reich*, München 1999, S. 173 ff.

132 Rutz, *Signal*, S. 398 ff.

133 Ebd., S. 12.

134 Weitere Beispiele journalistischer Kontinuitäten über die Zäsur des Jahres 1945 hinweg bieten Lutz Hachmeister/Friedemann Siering (Hrsg.), *Die Herren Journalisten. Die Elite der deutschen Presse nach 1945*, München 2002.

135 Knappe Hinweise gibt die biografische Studie von Heike B. Görtemaker, *Ein deutsches Leben. Die Geschichte der Margret Boveri 1900–1975*, München 2005, S. 130 ff. Die ältere Arbeit von Martens, *Das Reich*, hier: S. 54 ff., ergeht sich zu sehr in einem inzwischen überholten, weil starren Schubladendenken hinsichtlich der ideologischen Kategorisierung der Mitarbeiterschaft. Dagegen arbeitet die jüngere Studie von Mathias A. Winde, *Bürgerliches Wissen – Nationalsozialistische Herrschaft. Sprache in Goebbels' Zeitung »Das Reich«*, Frank-



tigte Journalisten immer wieder Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen geworden sind.<sup>136</sup>

#### V. BIOGRAFIEN: LEBENSWEGE ZWISCHEN KAISERREICH UND BUNDESREPUBLIK

Immerhin sind in jüngster Zeit einige biografische Studien zu Vertretern der nationalsozialistischen Funktionseliten aus Medien und Kultur erschienen, die nunmehr helfen, Lebenswege, Karriereverläufe, Brüche und Kontinuitäten exemplarisch auszuleuchten und damit auch Motive, Handlungsspielräume und Überzeugungen von Journalisten und Künstlern im Dritten Reich insgesamt besser verständlich zu machen. Einige dieser verbindenden Merkmale sollen anhand der neueren biografischen Literatur kurz umrissen werden. Dies geschieht anhand der Lebensläufe von Wilfrid Bade<sup>137</sup>, Dr. Heinz Blaschke<sup>138</sup>, Margret Boveri,<sup>139</sup> Hans Fritzsche<sup>140</sup>, Hanns Johst<sup>141</sup> und Dr. Peter Raabe.<sup>142</sup>

Die beiden letztgenannten, Johst und Raabe, fallen als Präsidenten der Reichsschrifttumskammer beziehungsweise der Reichsmusikkammer und aufgrund eines überdurchschnittlichen Alters – Johst war 1890 geboren worden, Raabe gar 1872 – aus dem Rahmen. Betrachtet man ihrer beider Funktion innerhalb des regierungsamtlichen Kulturbetriebes, dann wird rasch klar, dass Alter und Amt in einem gewissen Bedingungsverhältnis standen. Da nämlich die Präsidenten der Einzelkammern der Reichskulturkammer allesamt eher eine repräsentativ-legitimatorische Funktion zu erfüllen hatten, war es nur logisch, dass bei der Besetzung dieser Ämter zumeist auf arrivierte Vertreter des deutschen Kulturlebens zurückgegriffen wurde, welche daher neben der künstlerischen Reputation zumeist auch ein entsprechend höheres Lebensalter aufwiesen. Dabei stehen gerade Johst und Raabe gewissermaßen stellvertretend für zwei unterschiedliche Arten und Weisen von Künstlern, sich mit dem NS-Regime zu arrangieren. Während Hanns Johst sich frühzeitig zum Nationalsozialismus bekannte und beispielsweise schon 1928 im Förderkreis des kurz zuvor gegründeten »Kampfbundes für deutsche Kultur« gemeinsam etwa mit Erwin Guido Kolbenheyer, Paul Schultze-Naumburg, Adolf Bartels oder Philipp Lenard

---

furt am Main 2002, eher inhaltsanalytisch und der Beitrag von *Hans Dieter Müller*, Portrait einer deutschen Wochenzeitung, in: *ders.* (Hrsg.), Facsimile-Querschnitt durch »Das Reich«, München/Bern 1984, S. 7–19, stammt ursprünglich aus 1964.

136 Zuletzt etwa Karl Korn; vgl. *Marcus M. Payk*, Der Geist der Demokratie. Intellektuelle Orientierungsversuche im Feuilleton der frühen Bundesrepublik: Karl Korn und Peter de Mendelssohn, München 2008, hier: S. 44 ff.

137 *Christian Härtel*, Stromlinien. Wilfrid Bade – eine Karriere im Dritten Reich, be.bra Verlag, Berlin 2004, 288 S., geb., 24,90 €

138 *Peter H. Blaschke*, Journalist unter Goebbels. Eine Vaterstudie nach Aktenlage, hrsg. v. der Stiftung Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora, Wallstein Verlag, Göttingen 2008, 144 S., brosch., 19,90 € Die Arbeit, die bewusst keinen wissenschaftlichen Anspruch erhebt, ist eigentlich eine reflektierende Selbstbetrachtung eines Sohnes bei der Suche nach einem unbekanntem Vater. Sie bemüht sich ausdrücklich, den kollektiven Selbstentlastungsdiskursen der Vatergeneration nicht anheim zu fallen, ohne dies angesichts des als überhart empfundenen Schicksals des Vaters – er starb in sowjetischer Internierungshaft in Buchenwald – gänzlich durchhalten zu können.

139 *Görtemaker*, Boveri.

140 *Max Bonacker*, Goebbels' Mann beim Radio. Der NS-Propagandist Hans Fritzsche (1900–1953) (Schriftenreihe der Vierteljahrshäfte für Zeitgeschichte, Bd. 94), Oldenbourg Verlag, München 2007, 289 S., brosch., 24,80 €

141 *Rolf Düsterberg*, Hanns Johst. »Der Barde der SS«. Karrieren eines deutschen Dichters, Ferdinand Schoeningh Verlag, Paderborn/München etc. 2004, 462 S., geb., 42,90 €

142 *Nina Okrassa*, Peter Raabe. Dirigent, Musikschriftsteller und Präsident der Reichsmusikkammer (1872–1945), Böhlau Verlag, Köln/Weimar etc. 2004, XI und 456 S., geb., 49,90 €

aktiv war<sup>143</sup>, hatte sich Peter Raabe gerade in seiner Zeit als Weimarer Musikdirektor just mit Adolf Bartels und Paul Schultze-Naumburg als den Protagonisten des thüringisch-völkischen Kulturnetzwerkes im Konflikt befunden.<sup>144</sup> Raabe fand vielmehr auf indirektem Weg zum Nationalsozialismus. Seiner Ansicht nach waren Kultur und vor allem Musik integrale Bestandteile gerade des deutschen Nationalbewusstseins.<sup>145</sup> Diesem Umstand sah Peter Raabe durch die Weimarer Republik nicht hinreichend Rechnung getragen. In dem von der NS-Bewegung propagierten Gesellschaftsideal der ›Volksgemeinschaft‹ glaubte er dagegen seine eigenen Vorstellungen von einer angemessenen Würdigung der gesellschaftspolitischen Bedeutung der Kunst verwirklicht. Die Schnittmenge bildete die gemeinsame Furcht vor einem schleichenden (hoch-)kulturellen Niedergang bei gleichzeitig zunehmender Durchsetzung einer sogenannten Massenkultur, die eng verbandelt war mit dem vorurteilsbeladenen Schlagwort der »Amerikanisierung«.<sup>146</sup>

Dass Peter Raabe schließlich zum Präsidenten der Reichsmusikkammer und damit zum formal bedeutendsten Repräsentanten des deutschen Musiklebens ernannt wurde, ist jedoch mit der weitgehenden ideologischen Kompatibilität Raabes allein nicht hinreichend erklärt. Vielmehr bedurfte es darüber hinaus spezifischer Rahmenbedingungen, einen Reichsmusikkammerpräsidenten Peter Raabe zu ermöglichen; in diesem Fall den Rücktritt seines Amtsvorgängers Richard Strauß unter für das NS-Regime skandalträchtigen Umständen.<sup>147</sup> Wohl nicht zuletzt um weitere personalpolitische Fehlgriffe zu vermeiden, fiel die Wahl des Nachfolgers auf Raabe, der weniger der Typus des musikalischen Genius denn ein solider Künstler war, der über seine eigentliche Arbeit hinaus auch über institutionellen Rückhalt im berufsständischen »Allgemeinen Deutschen Musikerverband« verfügte und auch einschlägig musikwissenschaftlich gearbeitet hatte. Mit diesem Profil versprach er deutlich weniger als Strauß dazu veranlagt zu sein, politisch aus der Reihe zu tanzen, aber zugleich auch die notwendige fachliche Reputation zu besitzen, um innerhalb des deutschen Musiklebens akzeptiert zu werden. Zudem war Raabe bei seiner Amtsübernahme bereits über 60 Jahre alt, so dass er alles in allem als beinahe idealtypischer Übergangskandidat für das Amt angesehen werden konnte. Dass er schließlich bis zum Ende des Dritten Reiches im Amt bleiben sollte, war den sich wandelnden kulturpolitischen Konstellationen geschuldet.

Für seine Biografin bleibt Raabe bei äußerer Anpassung an die sprachlichen Gepflogenheiten des NS-Staates innerlich unabhängig und zumindest in den wesentlichen ideologischen Fragen auch bewusst distanziert. So gelangt Nina Okrassa anhand einer Analyse seiner Schriften und Aufsätze als Präsident der Reichsmusikkammer zu dem Ergeb-

143 *Düsterberg*, Hanns Johst, S. 125.

144 Raabe vertrat vor allem in der Frage der Einstellung zu den modernen Kompositionen etwa Hindemiths oder Schönbergs zwar eine kritische, aber durchaus keine ablehnende Haltung, sondern setzte sich vielmehr für deren Aufführung in Weimar ein. Vgl. *Okrassa*, Peter Raabe, S. 75, 136 u. ö.

145 Die Konstruktion eines Nationalbewusstseins mittels der Musik untersucht *Philipp Ther*, *Das Europa der Nationalkulturen. Die Nationalisierung und Europäisierung der Oper im »langen« 19. Jahrhundert*, in: *JMEH* 5, 2007, S. 39–66, insb. S. 41 anhand des von Eric J. Hobsbawm und Terence Ranger zu Beginn der 1980er Jahre formulierten Konzeptes der »Invention of Tradition«.

146 *Okrassa*, Peter Raabe, S. 174 und 179.

147 Auch war Strauß nicht der einzige Kammerpräsident, der nicht die in ihn gesetzten Erwartungen Goebbels' erfüllt hatte. Vgl. *Alan E. Steinweis*, *Art, Ideology, and Economics in Nazi Germany. The Reich Chambers of Music, Theater, and the Visual Arts*, Chapel Hill 1993, S. 51–59. Anhand der Berufsgruppe der Schriftsteller auch *Jan-Pieter Barbian*, *Die vollendete Ohnmacht? Das Verhältnis der Schriftsteller zu den staatlichen und parteiamtlichen Schriftumsstellen im Dritten Reich*, in: *ders.*, *Die vollendete Ohnmacht? Schriftsteller, Verleger und Buchhändler im NS-Staat. Ausgewählte Aufsätze*, Essen 2008, S. 13–35, hier: S. 27 f.

nis, dass etwa »Rasse« keine zentrale Kategorie innerhalb von Raabes Denken gewesen sei. Auch habe seine Vorstellung einer ›Volksgemeinschaft‹ über den Begriff hinaus nichts mit dem nationalsozialistischen Gesellschaftsmodell gemein gehabt.<sup>148</sup> Abgesehen von der Tatsache, dass die Vielstimmigkeit des Nationalsozialismus in ideologischen Fragen es durchaus schwierig macht, gerade mit Blick auf die ›Volksgemeinschaft‹ zu definieren, was hier programmatisch des Pudels Kern gewesen ist, scheint für eine Würdigung der Schuld und Verantwortung Peter Raabes der Grad ideologischer Konvergenz letztlich unerheblich.

Viel bedeutsamer erscheint dagegen die Erkenntnis zu sein, dass es eben nicht einer gänzlichen ideologischen Festigkeit bedurfte, um sich mit dem NS-Staat arrangieren zu können. Gewiss mag aus der Sicht Peter Raabes eine Rolle gespielt haben, dass er im Nationalsozialismus ein politisches Vehikel erblickte, vermittels dessen er seine eigenen kulturpolitischen Ideale verwirklichen zu können glaubte.<sup>149</sup> Dessen ungeachtet bleibt am Ende die unbestreitbare Erkenntnis, dass Raabes Engagement dem NS-Regime gerade auch deshalb zu seiner letztlich erstaunlichen Stabilität verholfen hat, weil er dem Regime durch seine persönliche Reputation in den Augen mancher Zeitgenossen ein wenig seines Schreckens genommen hat. Dies aber macht es erst recht unmöglich, bei der Bilanzierung von Raabes Tätigkeit im Dritten Reich zwischen Amt beziehungsweise sozialer Rolle und Person zu differenzieren. Dass Peter Raabe schließlich just am 12. April 1945 in Weimar verstarb, als nur wenige Meter entfernt amerikanische Truppen das Konzentrationslager Buchenwald befreiten, war gewiss eine zufällige Koinzidenz.<sup>150</sup> Rückblickend lassen sich die Umstände von Raabes Tod trefflich als Analogie auf das Verhältnis von Macht und Muse im Nationalsozialismus lesen.

Im Vergleich dazu scheint die Karriere Hanns Johsts weit eher der landläufigen Vorstellung von der teilweisen freiwilligen Anbiederung eher mittelmäßiger Kulturschaffender bei den Mächtigen zu entsprechen. Doch bei genauerem Hinsehen offenbaren sich durchaus (spiegelbildliche) Parallelen zur Karriere Peter Raabes, denn Johst, obwohl politisch einschlägig exponiert, errang zunächst kein offizielles Amt im Kulturleben des von ihm so ersehnten Dritten Reiches. Doch auch seine Berufung zum Präsidenten der Reichsschrifttumskammer war die Konsequenz besonderer Umstände, da Johsts Vorgänger Hans Friedrich Blunck ausgerechnet in der Frage der »Entjudung« der Reichsschrifttumskammer den geforderten Eifer vermissen ließ. Hier nun kam Hanns Johst ins Spiel, als ein neuer Kammerpräsident gesucht wurde, der – im Gegensatz zur Reichsmusikkammer – in besonderer Weise künstlerische Befähigung mit ideologischer Festigkeit verband.<sup>151</sup> Hier wie auch später sonst kamen Johst seine Kontakte zu hochrangigen SS-Führern wie Reichskulturwalter Hans Hinkel und nicht zuletzt zu Reichsführer SS Heinrich Himmler selbst zugute. Insofern ist sein Aufstieg auch eine Geschichte der netzwerkhaften Verquickung von SS-Mitgliedern innerhalb von Partei und Staat während des Dritten Reiches.<sup>152</sup> Gerade in der kontrastierenden Betrachtung der Lebens- und Karrierewege Raabes und Johsts offenbart sich rückblickend, dass viele und nicht selten verschlungene Pfade in den Schoß des Regimes führten. Um sich mit dem Regime auf die eine oder andere Art und Weise zu arrangieren, brauchte es keine ideologisch lupenreine Nationalsozialisten, sondern es genügte – *horribile dictu* – partielle inhaltliche Schnittmengen,

148 Okrassa, Peter Raabe, S. 238.

149 Ebd., S. 405.

150 Ebd., S. 399 und 408.

151 Düsterberg, Hanns Johst, S. 220 ff.

152 Armin Nolzen, »... eine Art von Freimaurerei in der Partei«? Die SS als Gliederung der NSDAP, in: Jan Erik Schulte (Hrsg.), Die SS, Himmler und die Wewelsburg, Paderborn 2009, S. 23–44.

verbunden mit politischen Erwartungshaltungen, die auf das NS-Regime projiziert wurden.<sup>153</sup>

Dieser Befund tritt anhand der biografischen Studien zu Bade, Blaschke, Boveri und Fritzsche noch eindrücklicher zutage. Alle vier zwischen 1900 (Boveri und Fritzsche) und 1906 (Bade) beziehungsweise 1908 (Blaschke) geboren, haben den Nationalsozialismus und seine »Machtergreifung« als Chance« begriffen<sup>154</sup>, nach einer materiell unsicheren Zeit soziale Sicherheit zu erlangen. Ideologische Festigkeit war dabei, wie sich zeigen wird, keine zwingend erforderliche Voraussetzung. Alle vier hatten eine akademische Bildung genossen, wenn auch Hans Fritzsche sein Studium vermutlich aufgrund finanzieller Schwierigkeiten nicht hatte zu Ende führen können.<sup>155</sup> Ebenso wie Fritzsche verdingte sich um ein paar Jahre zeitversetzt auch Wilfrid Bade als Journalist des Hugenberg-Konzerns, trat aber schon vergleichsweise früh, das heißt im Oktober 1930, in die NSDAP ein und publizierte fortan sowohl als Münchner Scherl-Korrespondent als auch in nationalsozialistischen Zeitungen, etwa der Essener *Nationalzeitung*<sup>156</sup>, ein vermeintlich ideologischer Spagat, der realiter in vielen Themenbereichen wohl keiner war und den er beispielsweise mit dem Karikaturisten Hans Schweitzer, besser bekannt als »Mjölñir«, teilte.<sup>157</sup>

Heinz Blaschke machte nach Studium und Promotion in Rostock und in seiner Heimatstadt Kiel bei den dortigen *Kieler Neuesten Nachrichten* Karriere. Wie Hans Fritzsche hatte er politisch zunächst zur Deutschnationalen Volkspartei tendiert, eher er im Mai 1933 dem NS-Studentenbund beitrug, für den er kurze Zeit später an der Universität Rostock auch als Referent für Presse und Propaganda tätig wurde. 1934 nahm Blaschke an einem der ersten Lehrgänge der neu ins Leben gerufenen »Reichspreseschule« teil, wechselte später für die *Kieler Neuesten Nachrichten* in die »Reichshauptstadt« und war ab 1940 neben seiner journalistischen Arbeit fernerhin als Honorarkraft für die Presseabteilung des Reichsministeriums für Volksaufklärung und Propaganda tätig.<sup>158</sup> Dort waren auch Hans Fritzsche und Wilfrid Bade beschäftigt, wenn auch in höheren Stellungen. Dabei war ausgerechnet der ebenfalls erst im Mai 1933 in die NSDAP eingetretene »Märzgefallene« Hans Fritzsche am steilsten aufgestiegen, war er doch mit seinen bekannten Radiokommentaren zwischenzeitlich zur Ätherstimme des Regimes geworden und fand sich später nicht zuletzt deswegen sowie in Ermangelung anderer hochrangiger Funktionäre des Propagandaministeriums auf der Anklagebank des Nürnberger Hauptkriegsverbrecherprozesses wieder.<sup>159</sup> Derweil entwickelte sich die Karriere Wilfrid Bades als enger Mitarbeiter des Reichspressechefs Otto Dietrich kaum weniger steil, jedoch starb er in den Wirren des Kampfes um Berlin bei einem Fluchtversuch aus dem eingeschlossenen Re-

153 Die Bedeutung politischer Erwartungsstrukturen gerade für den Aufstieg des Nationalsozialismus hat in Anlehnung an Niklas Luhmann v. a. *Thomas Mergel*, *Führer, Volksgemeinschaft und Maschine. Politische Erwartungsstrukturen in der Weimarer Republik und dem Nationalsozialismus 1918–1936*, in: *Wolfgang Hardtwig* (Hrsg.), *Politische Kulturgeschichte der Zwischenkriegszeit 1918–1939*, Göttingen 2005, S. 91–128, betont.

154 So die Überschrift des entsprechenden Kapitels bei *Görtemaker*, Boveri, S. 63 ff.

155 *Bonacker*, Hans Fritzsche, S. 20. Hier passt ins Bild, dass Fritzsche seinen Status als unfertiger Akademiker offenbar dadurch zu kompensieren versuchte, dass er angab er habe aus nicht näher erläuterten Gründen eine fertige Promotion nicht mehr eingereicht.

156 *Härtel*, *Stromlinien*, S. 28 f. und 32 f.

157 Siehe *Bernhard Fulda*, *Die vielen Gesichter des Hans Schweitzer. Politische Karikaturen als historische Quellen*, in: *Gerhard Paul* (Hrsg.), *Visual History. Ein Studienbuch*, Göttingen 2006, S. 206–224.

158 *Blaschke*, *Journalist*, S. 24 f., 45 und 81.

159 *Bonacker*, Hans Fritzsche, S. 7 und 219.

gierungsviertel.<sup>160</sup> Gemeinsam mit Bade floh und starb auch Dr. Rainer Schlösser, Leiter der Theaterabteilung des Propagandaministeriums.<sup>161</sup>

In einer Hinsicht sind die Lebenswege der hier vorgestellten Personen – mit Ausnahme Margret Boveris – jedoch nicht repräsentativ, denn niemand aus dem Sample überlebt das Jahr 1945 oder erreicht den beruflichen und gesellschaftlichen Anschluss in der Nachkriegszeit. Weit typischer erscheint dagegen der Lebenslauf des Antikommunismus-Experten Dr. Eberhard Taubert, der vom Leiter der Ostabteilung des Reichsministeriums für Volksaufklärung und Propaganda zum Vorsitzenden des »Volksbundes für Frieden und Freiheit« im heraufziehenden Kalten Krieg wurde. Die politische Ikonografie der frühen Bundesrepublik verdankt ihm eines ihrer bekanntesten Exponate – das bekannte Wahlplakat der CDU, das 1953 warnte: »Alle Wege des Marxismus führen nach Moskau.«<sup>162</sup> So wie zumindest Teile der klassischen Moderne in einem neuen ideologischen Gewand im Nationalsozialismus reüssieren konnten, erwiesen sich auch demokratisch gewendete Ideologeme und Personal des Dritten Reiches in der Bundesrepublik als anschlussfähig.

Womit sich alle biografischen Studien der hier knapp vorgestellten Personen letztlich schwertun, ist die Frage der Messbarkeit von individueller Schuld und Verantwortung. Im Gegensatz zu anderen Funktionseliten des NS-Staates sind schließlich die Folgen publizistischer und journalistischer Arbeit gemeinhin kaum quantifizierbar; ein Umstand, der bereits im Kontext der obigen Auseinandersetzung mit Chancen und Grenzen der historischen Medienrezeptionsforschung angeklungen ist. Kurz: Die Schuld eines Einsatzgruppentäters war insbesondere in juristischer Hinsicht weitaus einfacher fass- und messbar, als sich dies für einen Rundfunksprecher wie Hans Fritzsche bewerkstelligen ließ. Wenn die zu beurteilenden Taten aus nichts als Worten bestanden<sup>163</sup>, dann konnte die Verantwortung für die Verbrechen des Regimes bestenfalls eine mittelbare sein. Dabei machte es sich die Nürnberger Anklage insofern leicht, als sie noch pauschal vom Tatsachencharakter der Annahme ausging, erst die Propaganda habe die deutsche Bevölkerung zu verbrecherischem Handeln verleitet.<sup>164</sup> Stellt man die Richtigkeit dieser Annahme in Abrede, wird es noch einmal deutlich schwieriger, die Schuldfrage einigermaßen überzeugend zu beantworten. Aus der Verlegenheit heraus, ideologische Überzeugungen auf eine strafrechtlich zu würdigende Faktenlage reduzieren zu müssen, wurde schon in der unmittelbaren Nachkriegszeit die Frage der Parteimitgliedschaft beziehungsweise die Zugehörigkeit zu Gliederungen und angeschlossenen Verbänden der NSDAP zur eigentlichen Gretchenfrage für die Beurteilung der ideologischen Involviertheit der Deutschen in der Zeit der NS-Herrschaft.<sup>165</sup> Diese Betrachtungsweise hat sich in gewisser

160 Härtel, Stromlinien, S. 7 f.

161 Ralf Klausnitzer, »Wir rücken die Burgen unseres Glaubens auf die Höhen des Kaukasus«. »Reichsdramaturg« Rainer Schlösser zwischen Jena-Weimar und Führerbunker, in: Zeitschrift für Germanistik (N.F.) 2, 1992, S. 294–316. Die jüngere Arbeit von Boris von Haken, Der »Reichsdramaturg«. Rainer Schlösser und die Musiktheater-Politik in der NS-Zeit, Hamburg 2007, schwankt zwischen einer biografischen und institutionengeschichtlichen Perspektive, ohne in der einen, wie der anderen Hinsicht letztlich wesentlich neue Erkenntnisse zu liefern.

162 Gerhard Paul, »Alle Wege des Kommunismus führen nach Moskau«. Schlagbilder antikommunistischer Bildrhetorik, in: ders. (Hrsg.), Das Jahrhundert der Bilder, Bd. II: 1949 bis heute, Göttingen 2008, S. 88–97; Klaus Körner, »Die rote Gefahr«. Antikommunistische Propaganda in der Bundesrepublik 1950–2000, Hamburg 2003, und jüngst Babette Quinkert, Propaganda und Terror in Weißrußland 1941–1944. Die deutsche »geistige« Kriegführung gegen Zivilbevölkerung und Partisanen, Paderborn 2009, insb. S. 90, Anm. 90.

163 Vgl. Matthias Weiß, Journalisten. Worte als Taten, in: Norbert Frei (Hrsg.), Karrieren im Zwielficht. Hitlers Eliten nach 1945, Frankfurt am Main 2002, S. 241–302.

164 Bonacker, Hans Fritzsche, S. 219 und 243.

165 Zu diesem Themenkomplex jüngst Wolfgang Benz (Hrsg.), Wie wurde man Parteigenosse? Die NSDAP und ihre Mitglieder, Frankfurt am Main 2009.

Weise bis heute erhalten. Aus ihr heraus wird auch nachvollziehbar, wieso Heinz Blaschkes Sohn mit Blick auf den erst 1937 erfolgten Parteieintritt des Vaters zu der Überzeugung gelangt: »Die großen Nazikarrieren haben alle sehr viel früher begonnen. Er war ein verhältnismäßig kleines Rädchen in diesem großen Apparat.«<sup>166</sup>

Eine solche Einschätzung ist auch im Zusammenhang mit der in jüngerer Zeit geführten Debatte um die NSDAP-Mitgliedschaften prominenter Bundesbürger zu sehen. Konkret erregte die Frage öffentliche Aufmerksamkeit, ob eine Aufnahme in die NSDAP auch ohne Kenntnis des jeweiligen Mitgliedes erfolgt sein konnte. Anlass waren die Enthüllungen der NSDAP-Mitgliedschaften etwa Peter Wapnewskis, Walter Jens' und nicht zuletzt Martin Broszats.<sup>167</sup> Im Kontext dieser Debatte hatte auch ein biografisches Nachschlagewerk seinen Ursprung, welches sich vornehmlich den Lebenswegen von Künstlern und Kulturschaffenden »vor und nach 1945« widmete.<sup>168</sup> Seine biografischen Skizzen schwanken sowohl hinsichtlich ihres Umfangs wie auch ihrer Verlässlichkeit. Da es sich bei den meisten der enthaltenen Personenkommentare um die Kompilation von Informationen und Einschätzungen anderer Sekundärliteratur handelt, wird zum Teil ein jahrzehntealter Forschungsstand schlichtweg reproduziert. Auch vermag die Personenauswahl durchaus zu verwundern, wenn etwa auch der 1903 verstorbene Althistoriker Theodor Mommsen einen eigenen Eintrag erhält, in dem der Leser erfährt, dass der bekannte Literaturnobelpreisträger ob der »[...] Behauptung, dass das Judentum ein wirksames Ferment (Gärstoff) der nationalen Dekomposition (Zersetzung) darstelle«<sup>169</sup>, gewissermaßen auch zu einer Art »Vordenker der Vernichtung« werde;<sup>170</sup> schließlich habe auch Adolf Hitler diese Formulierung gerne gebraucht. Verdienstvoll ist es dagegen, dass das Lexikon viele aus rassischen oder politischen Gründen verfolgte und nicht selten ermordete Künstler der drohenden Vergessenheit entreißt. Über die Frage, wie nun aber das Faktum der Mitgliedschaft in der NSDAP oder einer ihrer Gliederungen und angeschlossenen Verbände einzuschätzen ist, erfährt der Leser jenseits des Vorwortes nichts mehr.

Wie bedeutsam es jedoch für die rückblickende Beurteilung einer Person inzwischen geworden ist, ob und wann diese in die NSDAP eintrat, offenbart auch der Fall Hans Fritzsches. Obwohl er im Nationalsozialismus eine steile Karriere aufweisen kann, gilt er aufgrund seines Parteieintrittsdatums gemeinhin als opportunistischer Mitläufer, weil leichtfertig vom Zeitpunkt des Parteieintritts auf den Grad seiner ideologischen Verbundenheit mit dem Nationalsozialismus gefolgert wird. Und genau hier sollte eine anderen Gesichtspunkten Rechnung tragende Forschung zukünftig ansetzen. Statt den letztlich müßigen Versuch zu unternehmen, aus dem Handeln der Personen deren ideologische Überzeugungen rekonstruieren zu wollen, um diese wiederum zum Wertmaßstab ihres Handelns zu machen, was einem analytischen Zirkelschluss gleichkommt, sollten vielmehr die Handlungen selber in den Blick genommen werden. Dabei wäre die soziale Interaktion von »Volksgenossen« jeweils aus der Perspektive des interagierenden Gegenübers zu analysieren.<sup>171</sup> Gestützt auf die Arbeiten Erving Goffmans, wonach Menschen

166 Blaschke, Journalist, S. 136.

167 Einen Überblick über die Debatte inklusive der Nachweise der einschlägigen Beiträge in den Feuilletons der Tagespresse liefert *Sven Felix Kellerhoff*, Die Erfindung des Karteimitglieds. Rhetorik des Herauswindens: Wie heute die NSDAP-Mitgliedschaft kleingeredet wird, in: *Benz*, Parteigenosse, S. 167–180 und 213–215.

168 *Ernst Klee*, Das Kulturlexikon zum Dritten Reich. Wer war was vor und nach 1945, S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 2007, 720 S., geb., 29,90 €, S. 7 f.

169 Ebd., S. 415.

170 *Götz Aly/Susanne Heim*, Vordenker der Vernichtung. Auschwitz und die deutschen Pläne für eine neue europäische Ordnung, Frankfurt am Main 1993.

171 Vgl. *Niklas Luhmann*, Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie, Frankfurt am Main 1987, S. 148–190.

letztlich stets so handeln, wie sie im Moment der Interaktion ihre Umwelt »rahmen«, das heißt wahrnehmen und wertend einschätzen<sup>172</sup>, wären aus den wechselseitigen Handlungen der Menschen die Muster ihrer Wirklichkeitswahrnehmung zu rekonstruieren. In diesem Zusammenhang blieben auch die für eine rückschauende, moralisch wertende Beurteilung des Verhaltens Einzelner scheinbar so wichtigen Motive und Intentionen unwichtig. Schließlich ergibt sich die Bedeutung einer Handlung eben nicht aus den ihr vermeintlich zugrundeliegenden Motivstrukturen, sondern vielmehr aus der sinnstiftenden Aneignung der Handlung durch den Interaktionspartner im Sinne des bereits erwähnten Thomas-Theorems.<sup>173</sup>

Zu einem solchen Ansatz hätte auch die in rezeptionstheoretischer Hinsicht eher unerhebige Arbeit von Stephan Marks zur Psychologie des Nationalsozialismus einiges beizusteuern. So berichtet der Autor beispielsweise aus dem Interview eines Mannes, der sich nach dem deutschen Sieg über Frankreich spontan freiwillig gemeldet habe, weil er beim Besuch einer Siegesparade die paradierenden Truppenkontingente als stumme Anklage an alle abseits stehenden nicht-uniformierten Männer im wehrfähigen Alter empfunden habe und als Aufforderung, auch ihrer unausgesprochenen Pflicht nachzukommen.<sup>174</sup> Hier trägt der Interviewte offenbar seine eigene Perspektive auf seine Umwelt in deren Verhalten in der konkreten Handlungssituation hinein, ohne um deren tatsächliche Absichten zu wissen, und macht diese Perspektive wiederum für sich zum handlungsleitenden Moment. Nach Marks Auffassung drückt sich hierin vor allem der Charakter der NS-Gesellschaft als »Schamgesellschaft« aus, die sich durch unablässige wechselseitige Selbstbeobachtung ihrer Glieder gleichsam eigenhändig zur Achtung und Befolgung der politisch gewünschten Normen und Werte nötigt.<sup>175</sup> Erste Ansätze in dieser Richtung stellen etwa die Untersuchungen Andrew Stuart Bergersons zur (Alltags-)Geschichte Hildesheims zwischen Weimarer Republik und früher Bundesrepublik dar.<sup>176</sup> Darin thematisiert Bergerson beispielsweise die Aneignungsprozesse des Mediums Radio in einer vom Gefühl wechselseitiger, sozial kontrollierender Beobachtung durchdrungenen Gesellschaft. So wird die Geschichte des Radiohörens in Hildesheim zu einer Geschichte der gesellschaftlichen Selbstbeobachtung, weil der Medienkonsum stets reflektiert und gebrochen durch die Fremdwahrnehmung eines Nachbarn oder Kollegen betrachtet wird.<sup>177</sup> Damit aber geraten die Handlungen in den Blick, wie sie in der Interaktionssituation jeweils wechselseitig wahrgenommen und damit selbst wiederum zur Grundlage einer Reaktionshandlung gemacht wurden. Die für den Außenstehenden letztlich ohnehin ungründliche Motivation des Gegenübers verliert damit ihre bislang beherrschende Bedeutung für die Analyse individuellen Handelns in einem gesellschaftlichen Kontext.

172 Goffman, Rahmen-Analyse; *ders.*, Das Individuum im öffentlichen Austausch. Mikrostudien zur öffentlichen Ordnung, Frankfurt am Main 1982; *ders.*, Interaktionsrituale. Über Verhalten in direkter Kommunikation, Frankfurt am Main 2005.

173 Vgl. Anm. 79.

174 Marks, Psychologie, S. 86f.

175 Ebd., S. 85 u. ö.

176 Andrew Stuart Bergerson, Hildesheim in an Age of Pestilence. On the Political Anthropology of Birth, Death, and Resurrection of Normalcy, in: Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte 28, 1999, S. 303–340; *ders.*, Eigensinn, Ethik und die nationalsozialistische Reformatio vitae, in: Moritz Föllmer (Hrsg.), Sehnsucht nach Nähe. Interpersonale Kommunikation in Deutschland seit dem 19. Jahrhundert, Stuttgart 2004, S. 127–156; *ders.*, Ordinary Germans in Extraordinary Times. The Nazi Revolution in Hildesheim, Bloomington, IN 2004, und *ders.*, The Devil's Horn in Hildesheim, or the Space and Time of Everyday Life, in: Belinda Davis/Thomas Lindenberger/Michael Wildt (Hrsg.), Alltag, Erfahrung, Eigensinn. Historisch-anthropologische Erkundungen, Frankfurt am Main/New York etc. 2008, S. 249–263.

177 Andrew Stuart Bergerson, Listening to the Radio in Hildesheim, 1923–53, in: GSR 24, 2001, S. 83–133.

Übertragen auf die Frage nach der Wirkungsmächtigkeit von NS-Propaganda wäre dieses Konzept nun dahingehend anzuwenden, der Veralltäglichen propagandistischer Inhalte in der lebensweltlichen Interaktion der ›Volksgemeinschaft‹ nachzuspüren. Ein zentraler Untersuchungsgegenstand wäre in diesem Zusammenhang etwa die Sprache und Sprachentwicklung im Nationalsozialismus und auch in der Zeit danach.<sup>178</sup> Ziel ist es, die »Verwandlung der Begriffe, die Prägestärke und Reichweite nationalsozialistischer Sprachpolitik« als Indikatoren für die gesellschaftliche Akzeptanz der NS-Ideologie dienstbar zu machen.<sup>179</sup> Dass es sich nämlich lohnen kann, den Wirkungsgrad der NS-Propaganda gerade auch anhand frühbundesrepublikanischer Diskurse zu ermitteln, mag ein Beispiel illustrieren: Die in dem pseudo-dokumentarischen Propagandafilm »Der ewige Jude« vorgenommene visuelle Gleichsetzung der Juden mit einer Rattenplage<sup>180</sup> wiederholte sich ein Jahrzehnt später mit Blick auf ein leicht gewandeltes Feindbild. Als sich die *Westdeutsche Allgemeine Zeitung* im Herbst 1950 mit dem UN-Militäreinsatz in Korea beschäftigte, inspirierte dies den Karikaturisten zu einer Arbeit, die UN-Soldaten auf der Rattenjagd zeigte. Versehen mit dem Kommentar »Generalreinigung? Ratten kennen keine Grenzen« wurden die ganz offensichtlich den kommunistischen Gegner darstellenden Ratten wahlweise mit Knüppeln erschlagen, zu Tode getreten oder durch einen lückenhaften Zaun, der mit der Aufschrift »38. Breitengrad« versehen ist, in den Nordteil des Landes vertrieben.<sup>181</sup> Selbst wenn man in Rechnung stellt, dass die metaphorische Erniedrigung des Feindes zu einem Schädling keine originäre Erfindung des Nationalsozialismus war<sup>182</sup>, fällt hier doch vor allem die hohe stilistische Konvergenz der Ratten-Metapher auf, so dass die Vorstellung, es handle sich bei der Karikatur um eine rein zufällige motivische Übereinstimmung, mit hoher Wahrscheinlichkeit ausgeschlossen werden kann. Auf diese Weise aber ließe sich womöglich das von Karl-Heinz Reuband benannte Problem auflösen, dass für eine verallgemeinerbare Studie zu Wirkungsgrad und -weise von NS-Propaganda das nötige Quellenmaterial fehle, um die Prozesse der Alltagskommunikation innerhalb der ›Volksgemeinschaft‹ hinreichend dicht beschreiben zu können.<sup>183</sup>

## VI. FAZIT

Abschließend bleibt nur zu konstatieren, wie disparat und weitläufig das zu umreißende Forschungsfeld der nationalsozialistischen Propaganda inzwischen tatsächlich geworden ist; die Gründe dafür sind bewusst an den Anfang dieser tour d'horizon gestellt worden. Insofern der plakative Begriff der »Propaganda« die einzig bindende Klammer der zahlreichen, unterschiedliche methodische und erkenntnisleitende Interessen verfolgenden Arbeiten ist, erweist er sich tatsächlich als Fluch und Segen zugleich. Einerseits stellt er in der Rückschau eben jene fragile Einheit des Themenfeldes staatlicher Öffentlichkeits-

178 Siehe dazu die sprachwissenschaftliche Untersuchung von *Christian A. Braun*, Nationalsozialistischer Sprachstil. Theoretischer Zugang und praktische Analysen auf der Grundlage einer pragmatisch-textlinguistisch orientierten Stilistik, Universitätsverlag Winter, Heidelberg 2007, 588 S., geb., 78,00 € S. 143–177, insb. S. 170 ff.

179 *Waltraud Sennebogen*, Die Gleichschaltung der Wörter. Sprache im Nationalsozialismus, in: *Dietmar Süß/Winfried Süß* (Hrsg.), Das »Dritte Reich«. Eine Einführung, München 2008, S. 165–183, hier: S. 165 f.

180 *Culbert*, Impact, S. 148.

181 *Westdeutsche Allgemeine Zeitung*, 30.9.1950, S. 2.

182 *Philipp Sarasin*, Die Visualisierung des Feindes. Über metaphorische Technologien der frühen Bakteriologie, in: GG 30, 2004, S. 250–276.

183 Vgl. Anm. 53.



arbeit her, andererseits verhindern die mit ihm implizit verbundenen Lesarten und Deutungen vielfach die Möglichkeit, mit einem neuen Blick an altbekannte Tatsachen heranzutreten. Da jedoch die Erreichung eines Fortschritts wissenschaftlicher Erkenntnis bekanntlich zwingend an die Fähigkeit gebunden ist, sich selbst solcherart neue Perspektiven forschend zu eröffnen<sup>184</sup>, findet sich die einleitende Einschätzung, wonach der »Propaganda«-Begriff hinsichtlich seiner historiografischen Brauchbarkeit eingehend zu überprüfen oder gar gänzlich aufzugeben sei, nachhaltiges Gewicht. Dies spiegeln auch die Ergebnisse neuerer Überblicksdarstellungen zum Thema wider, wie man etwa anhand der an Stephen Lowry angelehnten Argumentation Clemens Zimmermanns aufzeigen kann.<sup>185</sup>

Im Mittelpunkt der Forschungsbemühungen betreffend Kommunikation, Kultur und Medien im Nationalsozialismus werden demzufolge zukünftig wohl vor allem Untersuchungen stehen, die sich des zirkulären Charakters von Propaganda im Sinne eines Kommunikationsprozesses bewusst sind und sich jenseits der nur bedingt tauglichen Berichtsquellen neue Wege zur Rekonstruktion von Medienwirkung erschließen. Einen solchen Weg vermag möglicherweise die Analyse von Hörerpost zu eröffnen, die während des Dritten Reiches an die Reichsrundfunkgesellschaft geschickt wurde oder bei den einzelnen regionalen Reichssendern eingegangen ist.<sup>186</sup> Die Umsetzung eines solchen oder ähnlichen Forschungsansatzes bedeutet gewiss einen hohen Anspruch und stellt in seiner Umsetzung unstreitig ein hochkomplexes und auch theoretisch zu reflektierendes Unterfangen dar. Doch eingedenk der Tatsache, dass auch schon das nationalsozialistische Deutschland ein hochkomplexes, modernes Gemeinwesen darstellte, scheint es dringend geboten, die Komplexität der analytischen Instrumentarien der Komplexität des Untersuchungsgegenstandes anzugleichen.<sup>187</sup>

In diesem Sinne würde eine noch zu schreibende Kommunikationsgeschichte des Nationalsozialismus einen gewichtigen Beitrag zu einer Gesellschaftsgeschichte des Dritten Reiches leisten; einer Gesellschaftsgeschichte, welche gesellschaftliche Entwicklung nicht als Ausfluss als existent vorausgesetzter Strukturen und Stratifikationen begreift, sondern die Etablierung dieser Strukturen vielmehr umgekehrt aus den Vergesellschaftungs- und Interaktionsprozessen der Akteure herzuleiten hätte.

---

184 *Thomas S. Kuhn*, *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*, Frankfurt am Main 1979, S. 7–64 (zuerst engl. 1962).

185 *Zimmermann*, *Medien*, S. 163. Zimmermann bezieht sich auf *Stephen Lowry*, *Pathos und Politik. Ideologie in Spielfilmen des Nationalsozialismus*, Tübingen 1991.

186 Darauf weist u. a. auch *Bösch*, *Mediengeschichte*, S. 414, hin.

187 Exemplarisch *Sandra Mitchell*, *Komplexitäten. Warum wir erst anfangen, die Welt zu verstehen*, Frankfurt am Main 2008.

